

Die Weltbühne

Wochenschrift für Politik Kunst Wirtschaft

1905 begründet von Siegfried Jacobsohn

1926-1933 geleitet von

Carl v. Ossietzky

Herausgegeben von Maud v. Ossietzky und

Hermann Budziszlawski

25. Jan. 1972 4 xxvii 50 Pfennig

Jochen General:

Francos Magd kündigt

Somebody:

Justiz auf kalifornisch

Siegbert Kahn:

Der Präsident und das Dementi

Leonhard Kossuth:

Über sowjetische Literatur

Friedrich

Herneck:

Heiliger und Kommunist

Rabener:

Wo beginnt der Alkoholmißbrauch?

Rhenanus (Bonn):

Inflation und Gangster

Burchard Brentjes:

Algerien heute

Lothar Kusche:

Abenteuer auf der Lok

Aus dem Inhalt der letzten Weltbühnenhefte

XXVI

- Nr. 47 Peter Przybylski Metamorphose einer Göttin
 Heinz Mode Wer sind die Bengalen?
 Ben Swankey (Kanada) Brief aus Vancouver
 J. Kuczynski Von der Schule auf die Universität
 Tankred Koch Chemie als psychologische Waffe
 Fritz Klein Alles, was geht und steht
 Anne Dessau Wolfgang Heinz
 S. Kahn Über Tendenzen der Gewinnentwicklung
 Günther Cwojdrak Kammerspiel im Schlafzimmer
 Eberhard Rebling Eine ungewöhnliche Premiere
 Rhenanus (Bonn) Die Liberalen
 Burchard Brentjes Die Ahtzehn von Ankara

- Nr. 48 Max Steenbeck .. Verantwortung des Wissenschaftlers
 Gordon Schaffer (London) England im Abseits?
 Lothar Lang Ehmsen in der Nationalgalerie
 Siegbert Kahn Krisenhafte Situationen
 Pedro Fuentes Brasilianische Völkerwanderung
 Richard Christ Nimm ein Buch mehr!
 Nobody Kleines Journal
 Lothar Kusche Was ist Fumus?
 Günther Cwojdrak Ein kapitaler „König Hirsch“
 Jan Gdański (Warschau) Schloß „Greiserowka“

- Nr. 49 H. Budzislawski Abschreckung oder Abrüstung?
 J. Joesten Wieder Bombenkrieg gegen Vietnam
 Henryk Keisch An den Ufern des Tiber
 Rhenanus (Bonn) Begräbnis einer Zeitung
 Jürgen Kuczynski Die Lichter erlöschen...
 G. Cwojdrak Eine sozialistische Gaunerkomödie?
 Quidam Der Eideshelfer
 Axel Schulze Ansichtskarte aus Linum
 Aron Vergelis (Moskau) Begegnung mit Agnon
 G. Schaffer Die Krankheit der Labour Party
 Walter Markov Kognak und Königsmörder
 Eberhard Rebling Die Friedensbotschaft von Selm

- Nr. 50 Hermann Budzislawski Zum Thema: Sicherheit
 Jürgen Kuczynski Verkehrsunfälle
 Henryk Keisch Utopie als Geschichtskraft
 Heinz Mode Bengalen im Brennpunkt
 Lothar Lang Picasso-Ehrungen
 Nobody Disput um ein Denkloch
 Burchard Brentjes Ölfelder kreißten
 Gerhard Brüscke Wann zum Arzt?
 Richard Christ Rummel rund um die Riesenfichte
 Lothar Kusche Musik als Geschenk

Inhalt:

Somebody	Justiz auf kalifornisch
Siegbert Kahn	Der Präsident und das Dementi
Jochen General	Franco's Magd kündigt
Rhenanus (Bonn)	Die Inflation und die Gangster
H. W. Rabener	Wo beginnt der Alkoholmißbrauch?
Friedrich Herneck	Heiliger und Kommunist
Lothar Kusche	Abenteuer des Schienenstranges
Näzim Hikmet	Das ist unser Land
Burchard Brentjes	Algerien heute
Leonhard Kossuth	Die zweite Offenbarung
Richard Christ	Die lästigen Hüllen

Bemerkungen

Justiz auf kalifornisch

von Somebody

Als Mickey Cohen am 7. Januar 1972 aus dem USA-Bundesgefängnis Springfield (Montana) in sein ehemaliges Jagdrevier Südkalifornien — als Buchmacherkönig und Nachfolger Benjamin (Bugsy) Siegals war er bis zu seiner zeitweiligen „Entfernung von der Arbeitsstelle“ für die dortige Unterwelt verantwortlich gewesen — zurückkehrte, tat er das nicht mit einem Persilkarton unterm Arm... Der einstmals in manch blutige Bandenschlacht verwickelte Mickey erschien viereinhalb Jahre vor Verbüßung seiner Strafe, als „Resozialisierter“ entlassen, im Straßenkreuzer. Natürlich beklage er die unproduktiv verstrichene Zeit und den damit verbundenen Einnahmeverlust, ließ der langjährige Oberaufseher des gerade ob seiner Illegalität so prächtig florierenden kalifornischen Wettspielgeschäfts durchblicken. Doch was die Justiz betreffe, sei deren „Fairneß über jeden Zweifel erhaben“.

· Soweit Mickeys In-etwa-Aussage.

Was, durch die Gangsterbrille betrachtet, rosig erscheinen mag, ist es indes keineswegs. Justiz auf kalifornisch hat mit Wahrheitsfindung, Rechtsprechung und Umerziehung Gestrauchelter absolut nichts zu tun.

Um die Probe aufs Exempel zu machen, sollen hier einige Aspekte der Voruntersuchung, Urteilsfindung und Strafvollstreckung in Amerikas geographisch schönstem, industriell fortgeschrittenstem und volkreichstem Staat (20 Millionen Einwohner) untersucht werden. Dabei geht es uns weniger um einen Diskurs über juristische Details und mehr um die Beobachtung charakteristischer Züge der allgemeinen Situation.

Die Präsumtion der Unschuld — ein elementares Prinzip seit den Tagen bürgerlich-demokratischer Aufklärung, auf das sich die Tribunale der Bourgeoisie pro forma auch heute noch gern berufen — ist in den USA zunächst zur Farce degradiert, dann völlig aufgeho-

ben worden. Das gilt ganz besonders für Kalifornien, in dessen viertgrößter Stadt San José gegenwärtig letzte Vorbereitungen für das Terrorverfahren gegen die mutige schwarze Kommunistin Angela Davis getroffen werden, die trotz erwiesener Unschuld bereits seit dem 13. Oktober 1970 in qualvoller Isolierhaft gefangengehalten wird.

In den Augen der kalifornischen Öffentlichkeit und entsprechend „eingestimmter“ Kreise der weißen Bevölkerungsmehrheit ist die junge Philosophin bereits schuldig, überführt und abgeurteilt, bevor das Gericht auch nur zu seiner ersten Sitzung zusammengetreten ist. Dafür haben Presse, Rundfunk und Fernsehen ebenso gesorgt wie die um „maximale Prozeßsicherheit“ bemühten Behörden Gouverneur Ronald Reagans in Sacramento. Hatte sich die Masse der mit „Meinungsbildung“ befaßten Institutionen der USA zunächst darauf geeinigt, den Fall Angela Davis mit wenigen Sätzen abzutun und als routinemäßige Kriminalaffäre zu behandeln, so änderte man nach endgültiger Festlegung von Ort und Termin des Gerichtsverfahrens die Taktik: Sie veröffentlichten nun bis ins einzelne gehende Berichte darüber, mit welcher Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit die kalifornische Justiz ihre Vorbereitungen treffe, um „die Angeklagte zuverlässig abzuschirmen“ und „unliebsame Ereignisse auszuschließen“.

Mit minuziöser Genauigkeit schilderte zum Beispiel die großbürgerliche „Los Angeles Times“ einzelne Maßnahmen zur „Neuausstattung“ des zweistöckigen Gerichtsgebäudes von San José. Während ein zusätzliches Wachkontingent aus „Spezialisten“ für Rund-um-die-Uhr-Dienst aufgestellt worden sei, habe man ein „neues Alarmsystem für Zwischenfälle“ sowie „modernste elektronische Detektoranlagen an sämtlichen Ein- und Ausgängen“ installiert. Angela Davis werde in einer „vollständig isolierten Spezialzelle mit hochgesicherter Tür“, die sehr eng und ohne natürliches Licht sei, untergebracht. Kalifornien habe zur Verwirklichung dieses Projekts tief in den Staatssäckel gegriffen und bisher 673 000 Dollar ausgegeben, hieß es dort.

Zur Ergänzung derart zugeschnittener „Informationen“, die auch dem letzten Durchschnittsspieler Schauer über den Rücken jagen und das Gefühl bestärken sollen, die „gemeingefährliche“ Gefangene von Palo Alto gehöre unbedingt in die Gaskammer, verbreiteten USA-Nachrichtenagenturen unlängst Berichte darüber, was jeden der etwa 500 zum Prozeß gemeldeten Korrespondenten (nur 30 von ihnen finden jeweils in dem 60sitzigen Gerichtssaal Platz) erwarte. Ausländische Zeitungsleute hätten sich unmittelbar nach ihrem Eintreffen am Ort beim Sherifsbüro in San José zur daktyloskopischen Behandlung (Abnahme von Fingerprints — jeder Finger einzeln) einzufinden. Dort würden auch mit einer Vierlinsenkamera Porträtfotos für die FBI-Kartei gemacht. Erst dann erfolge die Ausstellung der Akkreditierungspapiere, deren Besitz jedoch noch nicht zum Betreten des Gerichtssaales berechtige. Diejenigen Zeitungsleute,

die dafür in Frage kämen, müßten gründliche Durchsuchungen über sich ergehen lassen, die mehrmals täglich vorgenommen würden.

Alle hier geschilderten Einzelheiten sind auf einen Nenner zu bringen: Schürung einer „legalen“ Lynchatmosphäre gegen Angela, Aufpeitschung der antikommunistischen Hysterie.

Der eigentliche Prozeß wegen „Beteiligung bei Mord und Kidnaping“ — es erübrigt sich hier, erneut auf die verlogenen Konstruktionen der Anklage einzugehen — wird zunächst mit der Auswahl einer Geschworenenjury beginnen. Vieles deutet darauf hin, daß sich das in San José tagende Gericht der Santa Clara County (einem zu 90 Prozent von Weißen, überwiegend Angehörigen der Mittelschichten, besiedelten Bezirk) um eine „Hang Jury“ bemühen wird: Um 12 Geschworene, die zu den Mordplänen der Reaktion ja und amen sagen. Da die Mitglieder der Jury allein aus dem Kreise hinreichend vermögender und in den Augen des Gerichts „unbescholten“ Bürger ausgewählt werden dürfen, ist deren mutmaßliche Zusammensetzung bereits jetzt abzusehen. Als Zeitungsleser, Rundfunkhörer und Fernsehzuschauer zählen sie zudem alle zu den Dauerkonsumenten antikommunistischer Verhetzung und — im Hinblick auf das Verfahren gegen Angela Davis — systematischer Sachverhaltsverdrehung.

Formal-juristisch betrachtet, stützen sich die von der Staatsanwaltschaft gegen Angela erhobenen Beschuldigungen auf ein Strafgesetz, das keine Differenzierung zwischen Anstiftung, Täterschaft und Beihilfe vornimmt. In Kalifornien wird der Gehilfe im gleichen Grade wie der eigentliche Täter zur Verantwortung gezogen, wobei allerdings auch hier der subjektive Vorsatz der Tatunterstützung zu beweisen ist. Als einzige gültige Tatsache wird von der kalifornischen Anklagebehörde erwähnt, Angela Davis habe — man verschweigt: auf dem Höhepunkt gegen sie gerichteter permanenter Morddrohungen und unter Beachtung aller gesetzlichen Erfordernisse — Waffen gekauft; ein Umstand, den sie niemals bestritten hat. Gerade diese Waffen sollen später in San Rafael aufgetaucht sein, nachdem sie Angelas zeitweiliger Leibwächter Jonathan Jackson zu einer Verzweiflungstat (einem sinnlosen Unternehmen im schwergesicherten Gerichtsgebäude) gebraucht hatte, die ihn selbst das Leben kostete. Angela Davis, die niemals ein derart selbstmörderisches Abenteuer unterstützt hätte, hat jeden Zusammenhang mit den Vorgängen in San Rafael entschieden widerlegt und als Provokation der USA-Geheimpolizei gebrandmarkt. Allein auf Grund der völlig unbewiesenen „Weitergabe von Schußwaffen“ aber wurde sie wie eine Schwerverbrecherin unter verschärften Bedingungen inhaftiert.

In letzter Zeit liest man in gewissen Zeitungen der amerikanischen Bourgeoisie neben der von den rassistischen Ultras erhobenen Forderung nach einem Justizmord an Angela Davis Andeutungen darüber, es gäbe in Amerikas bedeutendstem Westküstenstaat auch „Mittel und Wege“, mit der gefangenen Kommunistin „auf andere Weise fertig zu werden“. Offensichtlich haben die Autoren solcher

Beiträge das kalifornische Straf- und Gefängnisssystem im Sinn, die beide so ungeheuerlich sind, daß eine adäquate Beschreibung schwerfällt. Was einst als bürgerlich-liberale Neuerung galt, hat sich nämlich unter den Vorzeichen des Imperialismus in mittelalterlich anmutende Grausamkeit verwandelt: die Von-bis-Strafe. In Kalifornien ist es durchaus normal, wenn ein Angeklagter zum Beispiel zu einem Strafmaß „von sechs Monaten bis zu 15 Jahren Freiheitsentzug“ verurteilt wird. Für den „Straffälligen“, der eine schwarze Haut oder eine spanische Zunge hat — das sind im Südwesten der USA etwa 11 Prozent der Bevölkerung —, ist diese Praxis die Regel. Wann und ob der solchermaßen Eingekerkerte die Freiheit wieder erblickt, hängt einzig und allein vom Willen der Mitarbeiter einer Behörde (Adult Authority) ab: Wer „sich fügt“, wird entlassen, wer sich „widersetzt“, bleibt. So haben die zwölf riesigen State Prisons of California unter den insgesamt 4500 Gefängnissen, Zuchthäusern, Arbeitslagern und „Besserungsanstalten“ der Vereinigten Staaten den längsten Haftdurchschnitt.

Man denkt unwillkürlich an das Schicksal George Jacksons, der am 21. August 1971 in San Quentin „auf der Flucht erschossen“ wurde. Als 18jähriger Ghettojunge in einen Tankstellendiebstahl verwickelt, bei dem es um die Entwendung von 70 Dollar ging, wurde er zum Strafmaß „von einem Jahr bis lebenslänglich“ verurteilt. Elf Jahre ging er durch die Tretmühle der kalifornischen Zuchthäuser, allein siebeneinhalb Jahre war er in Einzelhaft, und er kehrte niemals ins Leben zurück.

In Kalifornien sind heute fast 50 Prozent aller Insassen von Haftanstalten Schwarze und USA-Bürger mexikanischer Abkunft. 52 Prozent der Gefangenen sind unverurteilt, und 90 Prozent derer, die ihr meist undefiniertes Strafmaß wenigstens kennen, haben niemals vor Gericht gestanden! Zu arm, um die Kosten eines aufwendigen Prozesses tragen zu können, bekannten sie sich gezwungenermaßen schuldig, was Richter, Staatsanwalt und Pflichtverteidiger in die Lage versetzte, den Aufwand einer Verhandlung zu sparen und das Urteil unter sich auszumachen.

Auch in einer anderen Hinsicht führt Kalifornien mit mehreren Längen Vorsprung das Feld der übrigen USA-Bundesstaaten an: in der Verhängung von Todesstrafen. Weit über 100 Verurteilte warten im Todestrakt des 120jährigen Hinrichtungszuchthauses San Quentin auf die Gaskammer. Mehr als die Hälfte von ihnen sind Schwarze. Ihre Hinrichtung ist nur aufgeschoben worden, bis der Oberste Gerichtshof der Vereinigten Staaten eine Reihe erwarteter Grundsatzentscheidungen für die Anwendung der Todesstrafe getroffen hat. (Die letzte Urteilsvollstreckung erfolgte in den USA am 2. Juni 1967, als Louis José Monge in Colorado exekutiert wurde.) Denn die von Nixon geschaffene neue Mehrheit des höchsten Tribunals besteht aus Männern, die — ebenso wie Kaliforniens ultrarechter Gouverneur Reagan — entschiedene Verfechter einer verschärften Anwendung des höchsten Strafmaßes sind.

Angela Davis, die mutige Repräsentantin des anderen Amerika, in der Gewalt zu allem entschlossener Dunkelmänner und Kopfklopper zu wissen, ist ein bedrückendes Gefühl, das sich mehr denn je in Bekenntnis und solidarischer Tat für die tapfere politische Gefangenin des Nixon-Regimes umwandeln muß.

Der Präsident und das Dementi

von Siegbert Kahn

Die Druckerschwärze, mit der das Gespräch veröffentlicht worden war, schien noch nicht ganz trocken, als der Gesprächspartner auch schon gegen den Inhalt der Veröffentlichung protestierte, die Darstellung des Gesprächs als „unverantwortlich“ bezeichnete. „Zahlreiche der ihm in den Mund gelegten Erklärungen“ habe er „nicht abgegeben“. Es handelt sich um einen Streit zwischen dem Präsidenten des Bundesverbandes der „Arbeitgeber“verbände, Otto A. Friedrich, und dem Düsseldorfer „Handelsblatt“, dem — fast möchte man sagen, offiziellen — Organ der Unternehmerorganisationen.

Dabei war das, was dieser Herr Friedrich laut „Handelsblatt“ gesagt haben sollte, gar nicht so dumm. Der Preisanstieg des vergangenen Jahres in der BRD, so hatte er sich geäußert, hätte auch von einer CDU-Regierung nicht verhindert werden können.

Natürlich hätte eine CDU-Regierung die Interessen der Monopole und deren schamloses Preisdiktat, wenn das überhaupt möglich ist, noch konsequenter verteidigt als die SPD/FDP-Regierung mit ihrem „Superminister“ Schiller. Doch selbst wenn man unterstellt, daß irgendeine bürgerliche Regierung mit oder ohne SPD den ehrlichen Willen gehabt hätte, die Preise zu stoppen, so hätte auch sie die Wirkung der ökonomischen Gesetze nicht aufheben können. Und die Preisinflation in der Bundesrepublik und in allen kapitalistischen Ländern ist ein Ergebnis der Wirkung dieser Gesetze.

Die internationale kapitalistische Währungskrise schwemmte riesige Mengen spekulativen Kapitals in die Bundesrepublik. Im Oktober 1971 (über neuere Zahlen verfügen wir noch nicht) waren die Währungsreserven der Bundesbank, die bis zum Mai vergangenen Jahres die hereinströmenden Dollars aufkaufen mußte, um 45,6 Prozent höher als im Oktober 1970; Bargeldumlauf und Sichteinlagen bei den Banken, das sogenannte Geldvolumen, hatten sich um 14,2 Prozent erhöht. Auch die kassenmäßigen Ausgaben des Bundeshaushalts waren — hauptsächlich wegen der NATO-Verpflichtungen — 1971 um 12 bis 13 Prozent höher als im Vorjahr. Die industrielle Nettoproduktion aber war in zehn Monaten 1971 gegenüber der entsprechenden Zeit 1970 nur um etwa 2,5 Prozent gestiegen. Aus den Zahlen und Angaben hätte auch ein weniger versierter Fachmann als Friedrich schlußfolgern können, daß der Inflationsprozeß in der Bundesrepublik von der Couleur der jeweiligen bürgerlichen Regierung unabhängig ist.

Friedrich hatte auch gesagt, daß die CDU im Augenblick über keinen besseren Wirtschaftspolitiker verfüge als die Bonner Regierungskoalition. „Wirtschaftspolitiker“ der CDU/CSU aber ist Franz Josef Strauß! Was Wunder, daß Friedrich auch diese Äußerung nachträglich abstreiten mußte.

Der Grund für das Dementi Friedrichs ist natürlich nicht in einer plötzlichen Sinnesänderung des Präsidenten der BDA zu suchen, sondern darin, daß er von der führenden Monopolistenpartei höchst rüde zurückgepiffen wurde. „Äußerst scharf hat die CDU/CSU-Bundestagsfraktion durch den stellvertretenden Fraktionsvorsitzenden Katzer auf das Handelsblatt-Gespräch mit dem BDA-Präsidenten O. A. Friedrich reagiert“, wurde aus Bonn gemeldet. Und weiter hieß es: „Die Wertschätzung von Friedrich für die sozialdemokratisch geführte Bundesregierung sei bekannt.“ Bei solchem massiven Donnerwetter mußte der „Präsident“ natürlich passen und schnellstens auf die Position der Monopolpartei zurückkehren.

Dazu muß man wissen, daß Friedrich — wie es auch der kürzlich verstorbene CSU-Abgeordnete Wolfgang Pohle war — persönlich haftender geschäftsführender Gesellschafter des Flick-Konzerns ist. Aber während Pohle, der Flick und andere Kriegsverbrecher in Nürnberg verteidigt hatte, der Verbindungsmann des Konzerns zu Strauß und den rechten Neofaschisten war, ist Friedrich gewissermaßen der „linke“ Flügelmann dieses Konzern-Unternehmens, das seine schmutzigen Finger in allen drei im Bundestag vertretenen Parteien hat.

Das Handelsblatt-Gespräch und seine Folgen läßt die Widersprüche zwischen verschiedenen westdeutschen Monopolgruppen deutlich in Erscheinung treten. Während Friedrich sich nach dem Geschmack einzelner Gruppen zu weit „links“ festgelegt hat, findet er in anderen Monopolkreisen, die volles Vertrauen zur kapitalorientierten Politik Schillers und der SPD haben, offene Zustimmung. So erklärte der Vorstandsvorsitzende des Gutehoffnungshütte-Konzerns und Präsident der einflußreichen Industrie- und Handelskammer Essen, Dietrich Wilhelm von Menges (freilich noch bevor das Dementi Friedrichs bekannt wurde): „Ich finde die Ausführungen von Friedrich im ‚Handelsblatt‘ sehr interessant und bin in vielen Punkten mit ihm einig, besonders bei den langfristigen Aspekten. Ich habe nie behauptet, daß eine CDU-Regierung den Preisauftrieb hätte bremsen können.“

Dem „Handelsblatt“ aber bleibt nichts weiter übrig, als „in eigener Sache“ zu jammern: „Derselbe Redakteur hat mit demselben Gesprächspartner Friedrich in der gleichen Art schon viele Gespräche geführt und sie anschließend in der gleichen publizistischen Form veröffentlicht. Noch niemals gab es Zweifel an der Korrektheit der Wiedergabe.“

So werden selbst ein Präsident und so ein Monopolistenorgan in der Bundesrepublik von ihren Auftraggebern behandelt.

Francos Magd kündigt

von Jochen General

Man hat die spanische Kirche als Dienstmagd Francos bezeichnet. Der Vergleich hinkt nicht so sehr, als daß man ihn nicht durchhalten könnte. Sie ist eine hochbezahlte Magd, eine Stütze des Hausherrn, sie war es zumindest lange Zeit: Spaniens Kirche hat dem Franco-Regime nun faktisch die Kündigung auf den Tisch gelegt. Der wohl folgenreichste Schritt in einer seit langem zu beobachtenden Entwicklung des Klerus, oder doch zumindest seines überwiegenden Teils, wurde auf der jüngsten Bischofskonferenz getan. Er ist aus dem nahezu trockenen und dennoch sensationellen Kommuniké über die mehrtägigen Beratungen der Bischöfe und demokratisch gewählten Kleriker in Madrid ablesbar: Die Konferenz fordert von Franco nichts weniger als die Zulassung freier Gewerkschaften, Meinungsfreiheit, Gleichheit aller vor Gericht, Schutz vor physischer und psychischer Folterung. Bischöfe, so wird betont, dürften auch nicht länger Mitglieder in Francos Scheinparlament sein.

Die deutlichste Absage der Konferenz an Franco bildete jener Artikel der Bischofskonferenz — ihm fehlten allerdings einige wenige Stimmen an der nötigen Zweidrittelmehrheit —, in dem die spanische Kirche aufgefordert wird, beim Volk für ihre Haltung im Bürgerkrieg um Vergebung zu bitten.

Die Beschlüsse der Konferenz sind noch nicht Kirchengesetz, indes hat der Kardinal-Erzbischof von Toledo und Primas von Spanien, Vicente Enrique y Tarancon, zugleich Vorsitzender der Bischofskonferenz, bereits auf die Gültigkeit dieser Beschlüsse für den weiteren Weg der spanischen Kirche verwiesen, der zur Trennung von Kirche und Staat führen wird. Auch der Vatikan hat Tarancons Thesen soeben bestätigt, indem er ihn zum Oberhirten der spanischen Metropole ernannte, Sitz zugleich der Bischofskonferenz und wichtigste Stelle in der kirchlichen Hierarchie Spaniens. Damit machte sie ihn zugleich zum offiziellen Sprecher der 25 000 spanischen Geistlichen.

Die Frage, warum der Vatikan sich im Verein mit dem „modernen“ Flügel des hohen spanischen Klerus so deutlich gegen Franco stellte, ist leicht beantwortet und gehört in den Zusammenhang des von Papst Johannes XXIII. und vom Zweiten Vatikanischen Konzil initiierten „Aggiornamento“, dem sich der Johannes-Nachfolger Paul VI. nicht entziehen oder verschließen kann. Diese „Hinwendung zum Tag“, dieser „Abstieg“ in die Niederungen der sozialen Alltagskämpfe, dieses Stellung beziehen zu brennenden Fragen der Gegenwart hat ihre Gründe.

Was für Spanien angesichts der sich verstärkenden Klassenkämpfe im besonderen gilt, gilt für die Kirche heute allgemein. Die Kirche kann, wenn sie ihre Bindungen zu den „Gläubigen“ nicht verlieren will, nicht verhindern, daß sie von den Klassenkämpfen auf dieser Welt tangiert wird. Es gibt keine Religion, die losgelöst wäre vom Sozialen und von den Bedürfnissen bestimmter Klassen, und dieser

„religiöse Widerschein der wirklichen Welt“ kann und wird nach einem Klassiker-Wort nur verschwinden, „sobald die Verhältnisse des praktischen Werkeltagslebens den Menschen tagtäglich durchsichtig vernünftige Beziehungen zueinander und zur Natur darstellen“. Dieser Prozeß ist im Gange, auch in Spanien, wo der proletarische Katholik ebenfalls in erster Linie Ausgebeuteter und nicht „Gläubiger“ ist, was ihm angesichts seiner Stellung in der Gesellschaft durchaus verständlich wird.

Im Grunde hat die spanische Kirche mit den jüngsten Beschlüssen ihrer Bischofskonferenz, wenn auch mit größter Konsequenz, nachvollzogen, was der niedere Klerus bereits seit geraumer Zeit praktiziert. Sie ist sozusagen auf den fahrenden Zug gesprungen. In den letzten Jahren häuften sich die Berichte von demonstrierenden oder an Demonstrationen teilnehmenden Priestern, von ihren Verhaftungen und Folterungen durch Francos Polizei. Die spanischen Arbeiterkommissionen fanden bei Beratungen immer häufiger Schutz in kirchlichen Räumen. So wurde bekannt, daß bei einem Treffen der katalanischen Opposition in Barcelona (sicher vor dem Hintergrund des Streiks der 20 000 Arbeiter der staatlichen Automobilfabrik SEAT zu sehen) ein Bischof nicht nur die Versammlungsräume stellte, sondern auch dem Programm (Ablehnung des Fortbestehens des Franco-Regimes als Monarchie unter dem designierten Prinzen Juan Carlos, Forderung nach Generalamnestie für alle politisch Verfolgten) seinen Segen erteilte.

„In der sozialen Auseinandersetzung versucht sich die spanische Kirchenführung immer stärker von der Regierung abzusetzen“, schrieb die Hamburger „Welt“ kürzlich. Die frühere fast völlige Identifizierung des Klerus mit dem Staat, der diese Ergebnisheit bis heute mit der finanziellen Absicherung aller Gehälter der Priester honoriert, wird von Leuten wie Tarancon als Belastung empfunden. Tarancon, der als Erzbischof der Bergarbeiterregion Asturien mit der sozialen Not des Volkes vertraut wurde, fordert deshalb in einem neuen Konkordat, das zwischen dem spanischen Vatikan-Botschafter und dem Pontifikalamt verhandelt wird, auch die Aufhebung der Bindung an den Staat in Form der Priestergehälter. Sicher zögert Rom hierbei aus wirtschaftlichen Erwägungen, denn in Spanien wird keine Kirchensteuer erhoben, aber die Bindung ihrer Gliedkirche an Franco empfindet auch der Vatikan auf jeden Fall als eine wachsende Last.

Der entscheidende Versuch eines Bruchs mit dem Franco-Staat ist indes sicherlich jener schon erwähnte Artikel, der zur Abbitte gegenüber dem spanischen Volk für die Haltung des Klerus 1936 aufforderte. In der Tat hatte die Hierarchie seinerzeit in Form eines „Hirtenbriefes“ Francos Meuterei und den faschistischen Mordfeldzug mit seinen Hunderttausenden Opfern als eine Art Kreuzzug verklärt, und damit später auch alle Hinrichtungen von Republikanern. Jetzt ruft die Kirche zur Buße auf.

Wie wird sich die spanische Kirche weiter verhalten? Man darf keinesfalls verkennen, daß sie noch tiefe, konservative Reaktionen

zeugende Wurzeln auf dem halbfeudalen Land hat. Von ihr sind auch keine Schritte zu erwarten, die etwa von der ausbeuterischen Ordnung in Spanien wegführen. Das wird das Werk des spanischen Volkes, der Arbeiter, Bauern und aller werktätigen Schichten, sein, die sich zusehends besser organisieren. Aber die Leute um Tarancon können fördernd wirken in Richtung auf mehr Demokratie. Und sie müssen es tun, um noch glaubhaft zu sein.

Die Inflation und die Gangster

von Rhenanus (Bonn)

Bis vor kurzem war es ein rein amerikanisches Privileg, daß man sich nach Einbruch der Dunkelheit nur noch in Gruppen über die Straße wagen konnte; in dieser Beziehung hat aber die Bundesrepublik kräftig aufgeholt: In Frankfurt etwa am Mainufer abends allein Luft schnappen zu wollen, ist heute schon nur demjenigen zu empfehlen, der lebensmüde und ohnehin entschlossen ist, Selbstmord zu begehen.

Die beiden letzten „publikumswirksamen“ Verbrechen (vielleicht ist diese Angabe bei Drucklegung dieses Artikels jedoch bereits überholt) — die Entführung des Essener Lebensmittel-Großkaufmanns Theo Albrecht und der Überfall auf die Filiale der Deutschen Bank im Schatten des Kölner Doms — sind in mehr als einer Hinsicht illustrativ. Gangster-Boss Vicenik, der inzwischen im Krankenhaus seiner bei der Festnahme erlittenen Schußverletzung erlag, vertraute bereits im Fluchtauto den beiden als Geiseln mitgenommenen Kriminalbeamten an, wie bitter enttäuscht er und seine Geschäftspartner, die Herren Donanio und Mattei, über die Geringfügigkeit der in Köln erbeuteten Summe seien: lumpige 318 000 Mark! Noch vor wenigen Jahren galt bei einem solchen Unternehmen ein Zehntel davon als recht erfreulicher Gewinn. Auch jener Heinz Ollenburg, der von Rechtsanwalt auf Ganove umgesattelt hatte, bezog die Inflation in seine Berechnungen ein, als er das von ihm für seine Altersversorgung bestimmte Lösegeld auf 7 Millionen bezifferte.

In den genannten wie schon in anderen Fällen drängt sich die Beobachtung auf, daß sich hier in der Bundesrepublik das Verhältnis zum Geld erheblich gewandelt hat, und das gilt nicht nur für Ganoven. Es liegt natürlich vor allem an der inflationsbedingten Flucht aus dem Geld in die Sachwerte, aber nicht allein daran: Seit die Werbepsychologen auf die westliche Welt losgelassen worden sind, sitzt vielen Leuten das oft schwerverdiente Geld ohnehin lockerer in den Taschen als früher. Das macht die werbepsychologische Berieselung. „Ein wachsender Teil der Bedürfnisse der Menschen wird durch die Unternehmen selber produziert“, formulierten es die Jusos keineswegs falsch auf ihrem „Strategie-Kongreß“. Kein Kaufhaus ohne eine „Kreditabteilung“, kein Bankprospekt, der nicht dazu animiert,

mehr auszugeben als man im Beutel hat, etwa mit dem Slogan: „Sie kaufen ein — wir zahlen!“ Na, und was haben denn nun eigentlich die Vicens und Ollenburg etc. anderes getan, als das Angebot wörtlich zu nehmen?

Indessen hätte der rechtserfahrene Gauner Ollenburg es lieber unterlassen sollen, sich als moderner Schinderhannes aufzuspielen und — es wirkt aus diesem Munde schon ein wenig komisch — in der ersten Vernehmung „gewisse soziale Ungerechtigkeiten“ als Motiv seines Handelns zu bezeichnen. Die selbsternannte Elite der bundesdeutschen Gesellschaft hat für so was nämlich nicht den geringsten Humor. Man appellierte denn auch flugs an das „gesunde Volksempfinden“, und so etwas tut man im Bonner Staat nicht vergebens: „Rübe ab!“ schmetterte forsch ein „Volksgenosse“ ins Mikrofon des ARD-Reporters, und ein anderer: „Nach Hitlers Methode dazwischenfahren! Viele von uns denken es, sagen es nur nicht!“ Da sieht man: Die Vergangenheit ist längst bewältigt hierzulande...

*

Befehlsgemäß faßte die Fraktion der bayerischen Regierungspartei den Beschluß, daß der Moskauer und der Warschauer Vertrag auch im Münchner Maximilianeum parlamentarisch behandelt werden müsse, obwohl die Außenpolitik nicht in die Zuständigkeit der Länderparlamente falle. Ausgedacht hatte sich das der Strauß, der die Abgeordneten in einer Rede beschwor: „Wir Bayern dürfen uns nicht scheuen, die letzten Preußen zu sein, wenn die Historie dies von uns verlangt!“

Sicherem Vernehmen nach ballten daraufhin sehr viele CSU-Abgeordnete die Faust in der Tasche, weil sie fanden, diese Zumutung überschreite das eben noch erträgliche Maß, ehe sie ihm begeistert zustimmten.

Am Tag darauf gab der Landesvater, „Fonsä“ Goppel, einen großen Empfang für die politische und wirtschaftliche Elite der weißblauen Nation — aber Strauß und seine Frau Gemahlin ließen auf sich warten. Daraufhin knurrte einer der stammesbewußten Fäusteballer: „Da werd's schaun! Der steht noch droben am Prinzi an, und nachher kommt er als Fridericus Rex!“

Der Verdacht war nicht ganz aus der Luft gegriffen, weil sie nämlich im stillgelegten Prinzregententheater zur Zeit den alten Fundus verkaufen. Doch als nach eineinhalb Stunden das Ehepaar Strauß endlich aufkreuzte, erinnerte die Erscheinung des wohlbeleibten Parteibosses in keiner Weise an den spindeldürren Ufa-Star Otto Gebühr, sondern eher schon an den großdeutschen Reichsjägermeister unseligen Angedenkens, und der grasgrüne Smoking, der das bewirkte, stammte natürlich nicht aus zweiter Hand, sondern aus der Werkstatt des Prominentenschneiders Dietl.

Am Vormittag des gleichen Tages — und damit war die Verspätung ausreichend begründet — hatten Franz Josef und Marianne Strauß zum Schwören nach Bayreuth fahren müssen. Alle beide, weil es nämlich um die Ehrenrettung ihres ältesten Hausfreundes

ging und damit freilich auch um die eigene arg angeschlagene und schon vielfach gekittete Reputation. Den Ernest Hauser hatte Strauß mit in die Ehe gebracht, denn mit dem hatte er schon Schwarzmarkt-Geschäfte gemacht, als er selbst noch Landrat in Schongau war und der Hauser dort als US-Captain die Besatzungsmacht repräsentierte. Daraus hatte sich dann ein sehr inniges Verhältnis — später auch zwischen den Familien — entwickelt. Strauß war Trauzeugen bei der Hochzeit seines Freundes, und nachdem er es zum Minister gebracht hatte, lernte er Hauser auch schützen als verschwiegene und kenntnisreichen Reisebegleiter, vor allem bei nächtlichen Streifzügen in New York. (Das mit den zwei Nutten im vorigen Jahr hätte nicht passieren können, wenn Hauser dabeigewesen wäre!)

Eine Hand wäscht die andere, und so besorgte Strauß, kaum daß er in Amt und Würden war, seinem lieben Ernest, den die Yankees inzwischen längst abgemustert hatten, die Generalvertretung für Lockheed in Westdeutschland; ein Brief an Robert Gross, den Vorsitzenden der Firma, genügte da. Hauser bewährte sich sehr. Bis 1965 hatte er der Bundeswehr 700 Starfighter-Maschinen angedreht. Schon sehr bald nachdem Strauß, im Zusammenhang mit der „Nacht-und-Nebel-Aktion“ gegen den „Spiegel“, von Adenauer verabschiedet werden mußte — aber nicht ohne „Großen Zapfenstreich“! —, trennte sich allerdings Lockheed, und zwar unter Verzicht auf jede musikalische Untermalung, von seinem Vertreter, der jetzt zunächst nur noch als „Freischaffender“ für die Rüstungslobby tätig sein konnte. Doch wenn mal Ebbe bei ihm war, was vorkam, half Strauß regelmäßig mit beachtlichen Darlehen aus. Schließlich stand ihm ja als Parteivorsitzendem jederzeit das „Sonderkonto II CSU“ beim Düsseldorf Bankhaus Poensgen, Marx & Co. offen. „Treue um Treue!“ Doch manche Leute sprachen natürlich von Schweigegeldern.

Nicht immer, aber meist, gewinnt Franz Josef Strauß seine Prozesse, wenn sie in Bayern stattfinden. Auch der Münchner Journalist Friedrich Ponn war wegen „übler Nachrede“ zu einer Geldstrafe verdonnert worden, weil er im Leitartikel einer Bayreuther Zeitung die an sich ja sattem bekannten Skandale des Franz Josef Strauß aufgeführt und unter anderem auch die Geschäfte mit Hauser erwähnt und auch die Behauptung des Passauer Verlegers Kapfinger zitiert hatte, daß er es bedaure, den Gewinn aus dem FIBAG-Geschäft mit Strauß teilen zu müssen. Ponn ließ es aber nicht bei dem Urteil bewenden, sondern legte dagegen Berufung ein, und obwohl die Eheleute Strauß nun im Zeugenstand jeden notwendigen Eid leisteten, bestand Ponns Verteidiger darauf, daß auch Kapfinger und Hauser zur Sache vernommen werden.

Erwartungsgemäß meldete sich aber der Passauer Lustgreis, der Kapfinger, auch diesmal krank; er hat ein System daraus gemacht. Deshalb wurde der Prozeß vertagt und wird vielleicht in Passau fortgesetzt werden. Doch auch Ernest Hauser war verhindert und wird es mit Sicherheit auch am 21. Januar sein — es sei denn, man entschlösse sich, ihn vorzuführen. Freund Ernest hat nämlich, um

seiner Kasse aufzuhelfen, auf Briefbogen der amerikanischen Firma Helipart, als deren Vertreter er zuletzt Hubschrauberersatzteile an die Bundeswehr lieferte, mit gefälschten Unterschriften dem Bundeswehrbeschaffungsamt mitgeteilt, alle Zahlungen für die Firma seien künftig an die „Bank of America“ in Düsseldorf, auf Konto Nr. Soundoviel, zu überweisen. Deshalb muß er sich zur Zeit vor einem Bonner Gericht wegen „fortgesetzter Untreue, Urkundenvernichtung und Urkundenfälschung“ verantworten. Hauser hat inzwischen ein Geständnis abgelegt; 200 000 Mark — ein Drittel der von ihm ergaunerten Summe — konnte die Polizei noch sicherstellen.

Sogar einen Strauß vermochte diese Parallelität der Ereignisse zu irritieren. Das ist verständlich, und so erklärt es sich wohl auch, daß er vergaß, sein Geldbörsel einzustecken. Er bemerkte es erst auf der Rückfahrt nach München, als er nach der Mittagsmahlzeit in einem Gasthof der Fränkischen Schweiz die Rechnung begleichen wollte.

Aber natürlich hatte man ihn hier bereits erkannt...

Und natürlich gab man ihm hier auch noch Kredit...

Wo beginnt der Alkoholmißbrauch?

von H. W. Rabener

Die Woge des Alkoholismus, des Alkoholmißbrauchs und damit der Alkoholkriminalität steigt überall. Warnende Zeichen mehren sich. Es hat keinen Zweck, nach beschönigenden Formulierungen zu suchen, die Woge rollt nicht an der DDR vorbei. Wie sieht es nun mit der Art und der Wirkung von Vorbeugungs- und Abwehrmaßnahmen aus?

Hätte man Erfolg, wenn man den Alkohol verbieten würde? Man hielt das mal für eine Patentlösung, den Alkohol ganz zu verbieten, ihn gar nicht erst herzustellen und zu verkaufen. Aber abgesehen davon, daß man damit die Finanzminister erheblich verärgern würde, hat das Großexperiment der Prohibition in den USA von 1920 bis 1933 gezeigt, daß es so nicht geht. Es liegt gar nicht am Angebot, an der leichten Erwerbbarkeit des Alkohols. Wird er nicht angeboten, verschafft man ihn sich; für Schwarzmarkt und Schmuggel ergeben sich glänzende Aussichten.

Die besten Voraussetzungen zur Bekämpfung des Alkoholmißbrauchs liefern die Gesetze der sozialistischen Staaten, besonders der DDR. In unserem neuen Strafgesetzbuch heißt es, daß selbst völlige Unzurechnungsfähigkeit durch Vollrausch kein Strafmilderungs- oder Schuldtauschelungsgrund ist. Berauschte werden genauso bestraft, wie nüchterne Menschen, wenn sie gesetzwidrig handeln. Mit vollem Recht stützt sich der Gesetzgeber auf die gesellschaftliche Pflicht jedes Bürgers, sich nicht durch Alkohol oder andere berauschende Mittel in einen solchen Zustand zu versetzen, der das Steuerungsvermögen des eigenen Handelns aus-

schließt oder erheblich herabsetzt. Diese Forderung beruht, völlig logisch, auf der Tatsache, daß die Existenz einer Gesellschaft auf der Triebbeherrschung, dem Verantwortungsgefühl und der Selbstdisziplin ihrer Mitglieder beruht. „Das Wesen strafrechtlicher Schuld... besteht in der subjektiven, verantwortungslosen, pflichtwidrigen Entscheidung (z. B. zum übermäßigen Alkoholkonsum, der Verf.) in Kenntnis der dadurch möglichen erheblichen Beeinträchtigung oder Aufhebung der Fähigkeit zum eigenen Handeln, obwohl die Möglichkeit zu gesellschaftsgemäßigem Verhalten gegeben war.“ (§§ 5, 9, 15 und 16 StGB). Diese Gesetzgebung bietet aber auch dem erstmals Entgleisten, dem Alkoholintoleranten und dem Kranken ausreichenden humanitären Schutz (§ 10 StGB u. a.).

Wie diese Gesetze sich in der Praxis auswirken, dafür gibt es auch schon gute Beispiele, hier eins davon. Im „Forum der Kriminalistik“ (2, 1970) wird ein Fall geschildert: Im Kreise C. wurde die Zahl der alkoholisierten Täter von 41 Prozent (1965) auf 17 Prozent (1969) dadurch gesenkt, daß man in der Abteilung Gesundheitswesen des Rates des Kreises für Alkoholiker und alkoholgefährdete Personen eine Beratungsstelle unter Leitung des Kreisarztes schuf, die mit dem Volkspolizeikreisamt zusammenarbeitet und der alle Ärzte des Kreises angeschlossen sind. Auf diese Weise konnten fast alle Gefährdeten erfaßt, beraten und behandelt werden; wobei Entziehungskuren erst als letztes, äußerstes Mittel eingesetzt wurden. Der Erfolg ist nicht nur im Sinken der Zahl der alkoholisierten Täter zu sehen, sondern parallel dazu fiel auch die Kurve der alkoholbedingten Ordnungsstörungen in der Öffentlichkeit und in den Betrieben.

Aber genügt es, daß sich nur der Kreisarzt und seine Mitarbeiter zusammen mit der Volkspolizei für die Eindämmung des Alkoholmißbrauchs verantwortlich fühlen? Sollte es nicht jeder Erwachsene? Dann müßte der Erfolg doch noch wesentlich höher werden können.

Dazu muß man etwas mehr von der Wirkungsweise des Alkohols wissen, um den Mißbrauch ausschalten zu können. Denn nur um den Alkoholmißbrauch geht es. Wer könnte schon etwas dagegen haben, wenn am Feierabend, in gemütlicher Freundesrunde oder zu Festlichkeiten aller Art hin und wieder alkoholische Getränke getrunken werden?

Diesen Alkohol, wie er in Bier, Wein, Sekt, Likör und Schnaps enthalten ist, nennen die Chemiker Äthanol. Er wird aber meist begleitet von geringen Mengen des noch giftigeren Methylalkohols (Methanols) und vor allem von zwar ebenfalls geringen Mengen, dafür aber um so giftigeren, höheren Alkoholen und deren Estern, die die „Schwere“ eines Getränks bedingen. Diese Stoffe werden im Organismus teils verbrannt (oxydiert), teils durch Harn und Atemluft in verschiedenen Prozentverhältnissen wieder ausgeschieden. Dabei ist die Wirkung kleiner Mengen von Äthanol und seinen Begleitstoffen – besonders im Wein – gar nicht so schädlich. Sie beruhigen, bessern die Stimmungslage, steigern die Magensaft-

erzeugung, hindern Bakterienwachstum und neutralisieren deren Toxine, verbessern sogar die Wirkung von Antibiotika, erweitern die Herzkranzgefäße, erhöhen das Atemvolumen, beschleunigen den Puls, ohne den Blutdruck zu erhöhen — aber all das gilt eben nur für *kleine Dosen!*

Wann setzt nun der Alkoholmißbrauch ein? Wer mehr als eine Flasche Wein oder mehr als $1\frac{1}{2}$ l Bier täglich zu sich nimmt (das sind rund 80 g Alkohol), schädigt bereits seine Leber. Für Kraftfahrer ist es wichtig zu wissen: Erreicht der Blutalkoholspiegel 0,2 Promille, werden schon die Übertragungen der Nervenimpulse auf die Muskulatur der Zunge und der Finger gestört, was an Sprache und Handschrift kenntlich wird („Zungenschlag“), vermindert sich das Seh- und Hörvermögen, verringern sich Aufmerksamkeit und Reaktionsgeschwindigkeit. Bei 0,4 Promille Blutalkohol zeigen 62 Prozent der Menschen deutlich schlechtere Leistungen, bei 0,75 Promille ist die Bereitschaft zu Fehlleistungen infolge Verlusts der feinen Bewegungssteuerung und Muskelbeherrschung verdoppelt. Wer sich in einen solchen Zustand versetzt, treibt bereits Alkoholmißbrauch.

Die Wirkung des Alkohols im Hinblick auf die Reaktionsweise des Menschen läßt sich kurz dadurch beschreiben, daß die Giftwirkung bei den entwicklungsgeschichtlich jüngsterworbenen, feinstgebauten Hirnteilen einsetzt und danach die immer älteren erfaßt. Neben der Feinsteuerung der Zungen- und Fingerbewegungen werden vor allem die höheren, schöpferischen Fähigkeiten, die Urteilsfähigkeit, die Selbstbeherrschung und die feineren seelischen Bereiche schwer gestört und beeinträchtigt. Hemmungen schwinden, Mitmenschen werden belästigt, das Einvernehmen der Menschen untereinander weicht Zänkereien und Streit, es kommt zu Tätlichkeiten, Sachschaden, Körperverletzungen, und schließlich wird der Betrunkene auch zur großen Gefahr für den Straßenverkehr, von seiner Gefährlichkeit am Steuer ganz zu schweigen. Die Weltgesundheitsorganisation hat formuliert, daß der Verlust der Selbstkontrolle das entscheidende Kriterium der Alkoholsucht ist.

Aber wie kommt der vernünftige Mensch dazu, absichtlich jene seelischen und geistigen Bereiche außer Funktion zu setzen, die ihn erst eigentlich zum Menschen machen? Alle Experten sind sich heute darüber einig, daß der Alkoholiker ein Mensch auf der Flucht ist. Er flieht die Auseinandersetzung mit dem Leben, mit seiner Umwelt, mit seiner eigenen Unzulänglichkeit, er versucht auszuweichen, indem er sich selbst narkotisiert und damit isoliert. In einer Gesellschaft aber sind deren Mitglieder auf ihre Fähigkeit zur Selbstdisziplin angewiesen. Sie gehört zur gesellschaftlichen Pflicht jedes einzelnen, und die Gesellschaft hat das Recht, sie von ihren Mitgliedern zu fordern. Deshalb ist Alkoholmißbrauch (jede Herabsetzung der menschlichen Fähigkeiten in geistiger und seelischer Beziehung ist Mißbrauch) kein persönliches, sondern ein gesellschaftliches Problem.

Heiliger und Kommunist

von Friedrich Herneck

Er war mir einer der Liebsten, ein wahrer Heiliger und dabei hochbegabt.“ Das schrieb Einstein am 9. April 1947 an seinen Jugendfreund Solovine zu Langevins Tod. In seinem Nachruf in der Pariser Zeitschrift „La Pensée“ erklärte er, die Nachricht vom Tode Langevins habe ihn schwerer getroffen als fast alle anderen Ereignisse dieser enttäuschungsreichen Jahre; bei Langevin sei ein klarer Blick für das Wesen der Dinge mit einem starken Gefühl für die Forderung wahrer Menschlichkeit und mit der Fähigkeit zu kämpferischer Tat verbunden gewesen.

Paul Langevin, am 23. Januar 1872 geboren, lehrte seit 1905 in Paris Physik und physikalische Chemie. Seine Vorlesungen waren Meisterwerke an Klarheit und Gedankenschärfe. 1934 wurde er Mitglied der Französischen Akademie der Wissenschaften, 1945 ihr Präsident. Mehrere ausländische Akademien nahmen ihn in ihre Reihen auf, unter ihnen die Sowjetische Akademie der Wissenschaften und die Royal Society.

Die fachwissenschaftlichen Leistungen Langevins sind in die Physikgeschichte eingegangen. Als Forscher wirkte er wegweisend mit der Schaffung der Elektronentheorie des Magnetismus, er arbeitete erfolgreich über die molekulare Struktur der Gase, war ein Spezialist auf dem Gebiet der Ultraschalltechnik und forschte zuletzt auch über Fragen der Kernphysik. Der Gedankenwelt der speziellen Relativitätstheorie kam er in einigen seiner Arbeiten so nahe, daß er — wie Einstein meinte — diese Theorie wohl selbst entwickelt hätte, wäre dies nicht von anderer Seite geschehen: so klar habe er alle wesentlichen Punkte erkannt.

Ein dokumentarisches Foto aus dem Jahre 1911 zeigt die Bahnbrecher des Atomzeitalters auf dem ersten Solvay-Kongreß in Brüssel. Dort steht Langevin in einer Reihe mit Einstein und Rutherford. Ein Jahrzehnt später — 1922 — setzte er sich dafür ein, daß der Schöpfer der Relativitätstheorie als erster deutscher Wissenschaftler nach dem ersten Weltkrieg zu Gastvorträgen nach Paris eingeladen wurde. Rathenau, selbst promovierter Physiker und nun Außenminister der Weimarer Republik, riet Einstein dringend, diese Einladung anzunehmen, um durch sein Auftreten die Beziehungen zwischen den deutschen und den französischen Gelehrten wieder in Gang zu bringen.

Die Freundschaft zwischen Langevin und Einstein beruhte auf einer tiefen Übereinstimmung in den politischen Grundauffassungen. Langevin war wie Einstein ein Gegner von Nationalismus, Militarismus und Krieg. Gemeinsam mit ihm versuchte er noch in letzter Minute, die faschistische Gefahr im Herzen Europas abzuwehren. Im Spätherbst 1932 bemühten sich die beiden Physiker darum, fortschrittliche Geistesschaffende zu einer breiten Öffentlichkeitsarbeit im Dienste der Erhaltung des Weltfriedens um sich zu sammeln. „Sagen Sie Herrn Langevin nochmals meinen herzlichsten Dank und

drängen Sie ihn, daß er bald auf meinen Brief antwortet“, schrieb Einstein am 20. November 1932 aus Caputh bei Potsdam an Solovine in Paris. Erläuternd fügte er hinzu: „Es handelt sich nämlich um eine internationale Vereinigung von zuverlässig pazifistisch eingestellten führenden Intellektuellen, welche versuchen sollen, als Gesamtheit durch die Presse politischen Einfluß in den Fragen der Abrüstung, Sicherheit etc. zu gewinnen. Langevin müßte die Seele einer solchen Gemeinschaft sein, weil er nicht nur guten Willen, sondern auch viel politisches Verständnis hat.“

Diese Bestrebungen waren unter den gegebenen Umständen zum Scheitern verurteilt. Einstein zog sich nach seiner Emigration in die Vereinigten Staaten, angeekelt von den politischen Tagesereignissen, die ihm „abscheulich“ erschienen, vorübergehend fast ganz in die Welt seiner Formeln zurück. Erst das Atomgewitter über Hiroshima und Nagasaki schreckte ihn auf und veranlaßte ihn zu jenen leidenschaftlichen politischen Erklärungen, die sein letztes Lebensjahrzehnt erfüllten. Langevin dagegen setzte unter dem Eindruck der Entwicklung seiner Wissenschaft und unter der Einwirkung zunächst der Volksfrontregierung und später des Widerstandskampfes gegen die faschistische Besetzung seines Vaterlandes den politisch-ideologischen Weg, den er eingeschlagen hatte, folgerichtig fort: bis zum Eintritt in die Reihen der Französischen Kommunistischen Partei.

In seinem Prawda-Artikel „Über den einheitlichen Wirtschaftsplan“ hatte Lenin 1921 darauf hingewiesen, daß Naturwissenschaftler und Techniker nicht auf die gleiche Weise zur Anerkennung des Kommunismus gelangen wie Propagandisten oder Schriftsteller; ihr Weg führe vielmehr über die Ergebnisse und die Errungenschaften ihrer Fachwissenschaft.

Ebendiesen Weg ist Langevin gegangen. „Je mehr ich im Wissen fortschreite“ — sagte er einmal —, „um so mehr werde ich Kommunist.“ Auf einer wissenschaftlichen Tagung bemerkte er, daß es heute unmöglich sei, ohne den dialektischen Materialismus die Probleme der Atom- und Kernphysik zu begreifen.

Der Forscher beschränkte sich jedoch nicht auf den Bereich der Ideologie und der Naturwissenschaft. Theorie und Praxis, Weltanschauung und Politik waren für ihn eins. Er nahm am Abwehrkampf seines Volkes gegen den Hitlerfaschismus teil und leistete wertvolle Arbeit beim Wiederaufbau eines demokratischen französischen Bildungswesens. Leider blieb ihm dazu nicht mehr allzuviel Zeit: Er starb bereits zwei Jahre nach der Befreiung seiner Heimat. Aber sein Schüler und Freund Joliot-Curie setzte sein Werk fort. Er wurde einer der Begründer der Weltfriedensbewegung und entfaltete als Präsident des Weltfriedensrates mehrere Jahre lang eine weithin sichtbare politisch-organisatorische Tätigkeit im Geist seines verehrten Lehrers.

Das Leben Paul Langevins lehrt, daß fortschrittliches naturwissenschaftliches Denken letztlich auch zu fortschrittlichem gesellschaftlichem Denken und politischem Handeln führt — oder genauer gesagt: führen kann, wenn die erforderlichen Voraussetzungen dazu

gegeben sind. Außer bestimmten gesellschaftlichen Umständen, die eine fortschrittliche Bewußtseinsentwicklung begünstigen, gehört dazu ein großer Charakter. Paul Langevin, dieser „Mann der Reinheit und inneren Erleuchtung“, wie Einstein ihn nannte, ist dafür ein großes Beispiel.

Abenteuer des Schienenstranges

von Lothar Kusche

Zumindest jeder zweite Mann dürfte in seiner Knabenzeit den Wunsch gehabt haben, später einmal Lokomotivführer zu werden — so auch der Schreiber dieser Zeilen. Leider habe ich es nicht bis zum Lokführer gebracht, nicht einmal bis zum Heizer. Wer nämlich glaubt, die Tätigkeit eines Heizers bestünde nur in Kohlenschaufeln, der ist in einem großen Irrtum befangen; doch davon später.

Der Zufall ergab, daß ich des öfteren vor Kollegen der Deutschen Reichsbahn bei Brigadeabenden und sonstigen kulturellen Veranstaltungen Arbeiten von mir vorlas. Bei solchen Zusammenkünften ist es natürlich nicht üblich, daß man nach Abschluß der mehr oder minder geglückten Rezitation sein Manuskript zuklappt, eine Verbeugung macht und zum Mantel greift. Da gibt es allerlei Gespräche, auch interessante, und ich hatte häufig mehr Fragen an die Eisenbahner als diese an mich.

Bei einem solchen Treffen sagte ich spaßeshalber: „Obwohl schon meine Großmutter, meine Mutter und mein Großonkel Richard die meisten Jahre ihres Lebens in den Dienst der Reichsbahn gestellt hatten, bin ich bis auf den heutigen Tag ein simpler Fahrgast geblieben. Könnten Sie mir nicht wenigstens eine Reichsbahnermütze schenken?“

Man versprach die Prüfung meines Antrags. Er geriet aber in Vergessenheit, was sehr bedauerlich war, wie sich noch herausstellen sollte. Indes meiner anderen Bitte, gelegentlich mal im Führerstand einer Lokomotive mitreisen zu dürfen, wurde nach einem gewissen bürokratischen Hin und Her freundlich entsprochen. Dieses Hin und Her ist keineswegs überflüssig. Man stelle sich vor, welches Gedränge es auf unseren Loks geben würde, wenn jeder, der dazu Lust verspürt, ohne weiteres an der Spitze des Zuges Platz nehmen könnte.

Also kletterte ich an einem wunderschönen Dezembervorgen des vergangenen Jahres (ein scharfer, eisiger Wind blies einem den scheußlichen Sprühregen ins eine Ohr hinein und sogleich wieder zum anderen heraus, und natürlich hatte ich meine Mütze vergessen; eine Eisenbahnermütze hatte ich ja leider nicht) in Berlin-Schöneweide an Bord einer gelbroten V 118, um auf einem ungewöhnlichen Sitzplatz nach Leipzig zu fahren. Der Lokführer und sein Beermann sitzen während der Fahrt auf niedrigen rutschfesten Drehsesseln. Zwei Exemplare von diesem Gestühl wurden auch für meinen freundlichen Begleiter, Herrn Pätznick von der Hauptverwaltung Maschinenwirtschaft der DR, und mich herbeigeschafft. Denn diese dieselhydraulische Zugmaschine, die ungefähr 800 km ohne Aufenthalt und Auftanken über die Gleise sausen kann, hat im Gegen-

satz zur herkömmlichen Dampflok an jedem Ende ein Cockpit, verfügt also über vier Drehstühle. Das allerdings ist nun das am wenigsten Imponierende an der V 118. Mit ihren zwei 1000-PS-Dieselmotoren zieht sie die 366 Tonnen des Nonstop-Schnellzugs Berlin—Leipzig, wie es scheint, spielend.

Das scheint aber nur so. Im Gespräch und aus eigener Beobachtung erfuhr ich einiges über die Kunst eines Lokführers. Der Mann sitzt ja nicht nur auf seinem Stühlchen, guckt sich die schöne deutsche Heimat an und zieht die Handbremse, wenn ihm ein Halt-Signal vor die Augen kommt.

Seine Kunst besteht beispielsweise darin, die Motoren auszulasten, ohne sie überzubelasten. Er dirigiert die Dieselmotoren in sechs Fahrstufen (wobei die sechste in der Regel nur als Kraftreserve verwendet wird). Zur Beherrschung einer solchen Kunst ist eine genaue Streckenkenntnis unerlässlich. Wie verläuft die Strecke? Gerade? In wieviel aufeinanderfolgenden Kurven? Wo stehen die Signale, die für meinen Zug bestimmt sind? Wohin muß ich also wann meinen Blick richten? Wie mache ich das bei Frostwetter, wenn mein Blickfeld auf das Format der beheizten Frontalscheibe beengt ist und ich seitwärts nur ein hübsches Muster aus Eisblumen zu sehen kriege? Man vergegenwärtige sich weiter des Lokführers Kunst zu bremsen. Bei der V 118-Geschwindigkeit von 120 km/h ist der Bremsweg des Zuges immerhin fünfhundert Meter lang. Nebenbei bemerkt sorgt die Sicherheitsfahrhaltung (Sifa), sofern sie trotz einem automatischen akustischen Warnsignal für die Männer im Führerstand, aus welchen Gründen immer, nicht bedient wird, automatisch dafür, daß der Zug in spätestens dreißig Sekunden zum Stehen gebracht wird. Das ist auch ganz gut so, denn der Lokführer ist nun mal nicht nur Lokführer, sondern auch so eine Art schnellfahrender Buchhalter. Er muß jeweils im La-Katalog (Verzeichnis der Langsamfahrstellen) nachschlagen, da sie sich täglich ändern können. Eine weitere Aufgabe für den Mann in der Zugmaschine ist die Einhaltung des Fahrplans. Der D 1150 verläßt Berlin um 7.02 Uhr und soll genau um 8.57 Uhr in Leipzig eintreffen. Das bedeutet freilich nicht, daß die Lok-Besatzung nun wie wild auf die Tüte drücken darf, denn bekanntlich verkehren auf der Strecke auch noch ein paar andere Züge. Aus diesem Grunde ist der Lokführer angehalten, sich genau nach einem sogenannten Buchfahrplan zu richten, der jeden Bahnhof und jede Haltestelle verzeichnet und vorschreibt, wann dort vorbeigefahren werden darf und muß.

Wie man sieht, kann Langeweile bei dieser Arbeit nicht aufkommen. Sie erfordert großes Verantwortungsgefühl und höchste Konzentration. Dennoch haben wir uns miteinander unterhalten.

Anfangs kam mir das Gespräch allerdings etwas merkwürdig vor. Ich: „Nun sagen Sie bitte, macht Ihnen Ihre Arbeit eigentlich ...“

Beimann: „Frei! V max!“

Lokführer: „Frei! V max!“

Beimann: „Sie meinen, ob uns das hier Spaß macht?“

Ich: „Ja.“

Lokführer: „Sonst würden wir das ja nicht machen, denn ...“

Beimann: „Block frei!“

Lokführer: „Meinste nich, Kollege?“

Beimann: „Aba jewiß, La 7 A!“

Lokführer: „La 7 A! Sehn Sie mal, Herr Kusche...“ und so weiter.

Die beiden sind nämlich aus Sicherheitsgründen verpflichtet, alle Signale gemeinsam zu beobachten und sie sich gegenseitig zuzurufen. *Frei!* *V max* bedeutet soviel wie: Freie Durchfahrt bei zulässiger Höchstgeschwindigkeit, und *La 7 A* weist darauf hin, daß hier eine Langsamfahrstelle beginnt, auf der siebzig Stundenkilometer nicht überschritten (wieso: überschritten? überfahren) werden dürfen.

Diese Zurufe-Vorschrift gilt natürlich auch für die Besatzungen von Elektro- und Dampfloks. Sie verlangt von den Reichsbahnern meiner Meinung nach eine ausgezeichnete stimmbildnerische Ausbildung; denn Lokomotiven haben nicht nur bedeutende Fahrleistungen aufzuweisen, sondern produzieren auch einen imponierenden Lärm. Der Beimann auf einer V 118 sitzt nicht nur auf seinem Platz, um „*Frei! V max!*“ zu brüllen, sondern er muß ein perfekter Maschinist sein, und wenn der Lokführer auf seinem komplizierten Armaturenbrett irgendeine Unregelmäßigkeit im Maschinenraum entdeckt, ist es Aufgabe des Beimanns, sie an Ort und Stelle zu überprüfen und womöglich sofort zu beseitigen. Man bedenke — bei hundertzwanzig Stundenkilometern! Die dieselhydraulische Zugmaschine bewegt sich keinesfalls so ruhig wie die Personenwagen, die hinten dran hängen. Öffnet nun der Beimann die Tür zum eigentlichen Maschinenraum, so ertönt (ertönt? erdröhnt) ein wahrhaft höllischer Lärm. Ich war zwar noch nicht in der Hölle, aber ich ahne, was mir dort nach meiner Einweisung bevorsteht: der Zwangsaufenthalt in einem Blechsaal mit zweihundert 2000-PS-Dieselmotoren. Der Beimann kann sich vor diesem Krach nur schützen, indem er ein Paar semmeldicker Ohrenschützer aufstülpt. So ein Gerät möchte ich meinem Freund, dem Kellner Willi, empfehlen, der nächsten Sonnabend wieder beim Jugendball mit der *Big Biceps Beat Band* das Bier in den Saal schaffen soll.

Ob Sie es nun glauben oder nicht — der Zug rollte pünktlich um 8.57 Uhr auf dem Leipziger Hauptbahnhof ein. — Vielleicht haben sie das nur so eingerichtet, weil ein Zeitungsschreiber mitfuhr.

Tatsächlich ist die Deutsche Reichsbahn nicht nur um Plan-, sondern auch um Fahrplantreue bemüht. Aber was ihre Mitarbeiter nach dem Kriege vorfanden, sofern sie überhaupt etwas vorfanden, war ein veralteter Park von Wagen und Maschinen und ein — nicht nur der Kriegsschäden wegen — höchst überholungsbedürftiges Streckennetz. Es ist nicht wenig, was sie seither aus diesem Erbe gemacht haben. Wir meckern ja gern über dies und jenes. Ich tue das auch, und ich möchte hier nicht auf solche Einrichtungen wie den Fernbahnhof Karlsruh eingehen, und auch über unseren einzigartigen Zentralbahnhof Zentralberlin-Zentral-schönefeld wollen wir an dieser Stelle nicht weiter reden. Zunächst ist das Wichtigste, die Beförderung von Reisenden und Gütern auf Schienen gut und immer besser zu erledigen. Schon heute fahren etwas mehr als sechzig Prozent aller Züge mit Diesel- oder Elektroloks. Auf einer solchen E-Lok (ihr Name war 211 028, und sie eröffnete am 29. Mai 1970 den elektrischen Betrieb auf der nördlichen Strecke des „Sächsischen Dreiecks“) ging es von Leipzig weiter nach Dresden. Eine E-Lok dieses

Typs benötigt eine Fahrspannung von 15 000 Volt. Ihr Fahrer arbeitet mit 14 Fahrstufen. Im normalen Fall strapaziert man die vier Motoren nur bis zur elften Stufe und holt sich lediglich bei eventuellen Spannungs-Abfällen die zwölfte, dreizehnte Stufe als Reserve. Ansonsten hat Reserve Ruh, denn die E 211 fährt sehr schnell an, bremst aber etwas schwierig. Mit dem D 181 hatte sie 396 t so manchen Hügel hinaufzuziehen und hin-abzubremsen. Die Bahnstrecke sieht natürlich heute nicht mehr so aus wie anno 1839, als sie dem Verkehr übergeben und von einem dampfenden Gefährt namens „Saxonia“ befahren wurde, das noch keine Oberleitung kannte. Nach dem Krieg wurde die Strecke durch schwierige und aufwendige Einschnittmaßnahmen und beträchtliche Tunnelbauten an einigen Stellen vorteilhaft begradigt.

In Dresden begann nun der romantische letzte Reiseabschnitt auf einer mit Steinkohle betriebenen Dampflok vom Typ 01 Reko. Ein einzigartiges Erlebnis für einen Menschen, der sich noch den Sinn für die Poesie der alten Zeit bewahrt hat! Um es kurz zu machen: Die Romantik und Poesie waren mir nach fünf Minuten Fahrt restlos abhanden gekommen. Mein freundlicher Begleiter war in Dresden zurückgeblieben, nicht etwa, weil er ein weißes Hemd trug, sondern weil auf dem Führerstand eines solchen Ungeheuers unmöglich zwei Gäste Platz finden. Der Heizer hätte sonst, ohne es zu wollen, zumindest einen von uns in den Kessel hineinbefördert. Je nach dem vorhandenen Dampfdruck muß er alle fünf bis zehn Minuten mit einer überdimensionalen langstieligen Schippe Steinkohle in das gefräßige Feuerloch schleudern. Und er hat es dabei nicht mit solchen Kokskrümeln zu tun wie jemand, der in seinem Einfamilienhaus die Zentralheizung bedient, sondern meistens mit Brocken etwa von der Größe eines Dresdner Spezial-Stollens für 48 Personen. Von seiner und des Lokführers schwerer, schmutziger Arbeit hätte ich gern meine Mütze gezogen, aber die hatte ich, wie schon erwähnt, nicht bei mir. So kam ich in den Genuß des eisig und stürmisch eindringenden Regens, denn das donnernde Unikum (Höchstgeschwindigkeit: 130 km/h, Traktionskapazität: ca. 600 t!) hat keine Seitenfenster, und Lokführer wie Heizer hängen zumeist mit dem Oberkörper im Fahrtwind, um Strecke und Signale zu kontrollieren, und ich war hinlänglich damit beschäftigt, nicht von der Lokomotive hinabzustürzen. Sie ist nämlich in sich auch recht beweglich.

Daß ich eine Vorliebe für die Eisenbahn hege, erwähnte ich wohl schon eingangs. Aber mein Respekt vor der harten Arbeit der Lokführer (hart in den verschiedenen Maschinentypen auf verschiedene Art), der Gleichmut, mit der sie ihren Schwierigkeiten gegenüberstehen, und der Humor, den die, mit denen ich zusammengetroffen bin, sich allesamt bewahrten, erfüllt mich mit freundschaftlichem Respekt. Mensch, dachte ich, wenn wir die nicht hätten.

Auf dem Ostbahnhof musterten mich viele Leute, als sei ich ein Marsmensch oder dergleichen. Warum nur? Ein Blick in den Spiegel gab mir die Antwort: ich sah aus wie ein Schornsteinfeger. Oder wie ein Lokomotivführer. Und wirkte doch nur wie ein schäbiger Zivilist, der sich seit vier Wochen nicht das Gesicht gewaschen hat. Viel hätte ich in diesen peinlichen Augenblicken für die ersehnte Eisenbahnermütze gegeben.

Das ist unser Land

von Nâzim Hikmet

Dies Land, das dem Kopf einer Stute gleicht,
die im Galopp aus dem fernen Asien kam,
um ins Mittelmeer einzutauchen,
das ist unser Land.

Nackte Füße, blutige Handgelenke,
zusammengepreßte Zähne
und dazu ein Land wie ein kostbarer Teppich aus Seide,
das ist unsere Hölle, das ist unser Paradies.

Daß die Tore sich schließen, die anderen gehören,
und sich nie wieder auftun mögen, daß endlich
die Sklaven nicht mehr die Sklaven der Menschen sind,
das ist unsere Forderung!

Zu leben, allein und frei wie der Baum
brüderlich unter den Bäumen des Waldes,
das ist unser Traum!

Am 7. Februar wäre Nâzim Hikmet 70 Jahre geworden. Der Verlag Rütten & Loening, Berlin, hat gerade einen Sammelband der Gedichte Hikmets unter dem Titel „und im Licht mein Herz“ veröffentlicht. Die Übertragung des Gedichts ist von Annemarie Bostroem.

Algerien heute

von Burchard Brentjes

Algerien (arabisch Al-Dschazair) bedeutet im Wortsinn „die Inseln“. Diese eigenartige Bezeichnung verdankt das über zwei Millionen Quadratkilometer große Land, das zu drei Vierteln von Wüsten und Bergen bedeckt ist, einer Verallgemeinerung, der Verwendung eines Teilnamens für das Ganze. Die „Inseln“ liegen vor dem Hafen der heutigen Hauptstadt und waren einst der Stützpunkt der Spanier, die noch vor den Türken die Hafenanlagen und die Küste zu beherrschen trachteten. Im 16. Jahrhundert kamen die Türken und 1830 die Franzosen — und der Name „Inseln“ wurde auf das ganze Land übertragen.

Heute ist Algerien eine demokratische Republik auf dem nicht-kapitalistischen Entwicklungsweg. 12 Millionen Algerier suchen eine algerische Form des Sozialismus, eine jener Spielarten des nicht-marxistischen Sozialismus, die trotz aller vom wissenschaftlichen Sozialismus abweichenden Auffassungen ernst genommen werden wollen.

Algerien hat seit der Er kämpfung der Unabhängigkeit einen realen Aufstieg wie wenige andere Staaten genommen. Das Land könnte im Laufe der nächsten Jahrzehnte zu einem der entwickeltsten Staaten Afrikas werden, falls dieser Weg weiterhin beschritten wird. Manches unterscheidet Algerien von den übrigen Staaten Afrikas.

Der siebenjährige Befreiungskampf hat die Bevölkerung bis in das letzte Dorf revolutioniert, und neben der recht bedeutenden Arbeiterklasse haben die Fellachen der Steppen und Berge einen großen Teil des Kampfes getragen. Die Führung liegt in der Hand einer nationaldemokratischen Partei — der FLN —, die unter Leitung einer der bedeutendsten Persönlichkeiten der Befreiungsbewegung, Präsident Boumédiène, steht.

Boumédiène, der einstige Chef der algerischen Befreiungsarmee, ist ein sehr nüchterner Mann, ein großer Schweiger und Pragmatiker. Als ehemaliger Schüler der größten islamischen Religionsschule, al-Azhar in Kairo, ist er alles andere als Marxist. Aber er ist ein aufrichtiger Nationalist im positiven Sinn, ein Mann, der alles im Interesse seines Volkes tut — so wie er diese Interessen versteht. Seine Einschätzungen sind doch zumeist pragmatisch und real.

So ist Algerien nicht dem „üblichen Rat“ westlicher „Entwicklungshilfe“ gefolgt, vor allem die Landwirtschaft zu entwickeln, sondern hat sich auf die Industrialisierung konzentriert. Die Investitionen in der Industrie steigen kontinuierlich; aus den rund 600 Millionen Mark von 1967 sind bald 4 Milliarden für 1972 geworden. Das notwendige Geld stammt zumeist aus dem Erdöl- und Erdgasverkauf und immer weniger aus dem Agraraufkommen. Die Erdölförderung betrug schon 1970 fast 50 Millionen Tonnen. Das Öl wird, wie der algerische Wein, vor allem in Westeuropa und den USA verkauft. Erster Handelspartner ist Frankreich, ihm folgt die BRD, mit der Algerien nicht zuletzt aus diesem Grund vor wenigen Wochen die diplomatischen Beziehungen wiederaufnahm. Die bundesrepublikanischen Interessen in Algerien zwangen die Bonner Regierung denn auch, diese Beziehungen zu akzeptieren und die Scheel-Doktrin zu durchbrechen, mit der sie andere Staaten der dritten Welt daran zu hindern sucht, volle diplomatische Beziehungen zur DDR aufzunehmen.

Algerien hat 1962 in Évian durch einen Kompromiß über sein Erdöl den Bürgerkrieg beenden können, durch einen Kompromiß, mit dem Frankreichs Monopole die Verfügung über das ganze Land gegen die Herrschaft über das algerische Erdöl eintauschten. Für die algerische Führung war es ein Kompromiß auf Zeit, und 1970 entriß sie den Franzosen die Gewalt über das Erdöl wieder und sicherte dem algerischen Volk die nationalen Reichtümer.

Besonders groß sind die Probleme in der Landwirtschaft, in der noch immer die Mehrheit der Algerier arbeitet. Die Bauern leben zum großen Teil auf dem Boden der einheimischen Stammesadligen und Feudalen, die zum Teil am Befreiungskampf teilgenommen haben. Schwierig ist auch die Schaffung ausreichender Arbeitsplätze für viele Hunderttausende Arbeitslose und Unterbeschäftigte. Immerhin arbeitet schon ein leistungsfähiges Stahlwerk, eine Textilindustrie entwickelt sich, und eine Chemieindustrie entsteht.

Aber noch lange werden Erdöl und Wein die Hauptexportgüter bleiben — und somit werden unsere Handelsmöglichkeiten verhältnismäßig begrenzt sein.

Unsere Beziehungen zu Algerien sind indessen weniger als die bürgerlicher Staaten auf bloße Handelsinteressen begründet. Sie beruhen auf der Solidarität mit einem freiheitsliebenden Volk, und diese Solidarität hat sich schon in den Jahren des Befreiungskampfes bewährt. Unterschiede in der Einschätzung dieser oder jener Ereignisse oder Kräfte können diese solidarische Haltung nicht berühren, da sie die Nichteinmischung in innere Angelegenheiten zur klaren Voraussetzung hat.

Die zweite Offenbarung

von Leonhard Kossuth

Heute ist längst eine Binsenwahrheit, daß die sowjetische Literatur nach 1945 wie eine Offenbarung zu uns kam; nur die Älteren erinnerten sich an frühere erste Begegnungen mit ihr. Wenn im „Stillen Don“ Revolution und Konterrevolution Fronten aufreißen, als hätten sie „einen Pflug durchs Land geführt“, so erwiesen sich bei uns — gleichzeitig mit den sozialen Veränderungen — Scholochow, Fadejew, Ehrenburg, Makarenko als „Pflug“ für den geistigen Umbruch. Schnell kam die Zeit, da wir sowjetische Gegenwartsromane zu lesen begannen, als wären sie unmittelbar für uns geschrieben: Owetschkins „Frühlingsstürme“, Granins „Bahnbrecher“, Nikolajewas „Schlacht unterwegs“... Plötzlich will diese, scheinbar schon völlig „integrierte“ Literatur tiefer gesehen werden. Sicher haben Kenner längst gewußt, daß der Strom der überwiegend russischen Sowjetliteratur mit Auesow einen Kasachen, mit Gontschar einen Ukrainer, mit Lacis einen Letten zu uns brachte. Ein beliebiges Nachschlagewerk verrät, daß die UdSSR fünfzehn Unionsrepubliken umfaßt, über hundert Völker beherbergt. Dennoch entdeckten wir nicht sofort den Reichtum, der auch literarisch hinter dem Begriff „Multinationalität“ steckt. Heute freilich mögen schon unsere Übersetzungen dazu beigetragen haben, daß eine solche Erkenntnis sogar im Westen schneller Fuß faßt.

Der Fakt selbst ist unübersehbar geworden. Kürzlich war in den englischen „Times“ zu lesen: „Es gibt viele Schriftsteller in der Sowjetunion, einige der besten schreiben gar nicht in russischer Sprache. Sie schreiben in ihrer eigenen Sprache und werden dann übersetzt. Das ist bei Tschingis Aitmatow der Fall, einem der berühmtesten sowjetischen Schriftsteller, der ein Kirgise ist... Ähnlich ist es bei Rassul Gamsatow, der in awarischer Sprache schreibt, die von 250 000 Menschen gesprochen wird... Viele Experten in Moskau würden sagen, daß die interessantesten Bücher in der Sowjetunion jetzt aus diesen multinationalen Quellen stammen (aus baltischen, aus kaukasischen, asiatischen Quellen usw.).“ Der Autor der „Times“ beklagt sich: „Wir wissen davon beinahe nichts. Wir halten nur nach dem Ausschau, was wir sehen wollen.“ Worauf gründet sich nun demgegenüber die neue Qualität unseres Wissens?

Während Simonows „Die Lebenden und die Toten“ und „Man wird nicht als Soldat geboren“, Granins „Vier Wochen mit den Beinen nach oben“ und „Unser Bataillonskommandeur“ oder Salygins „Republik Salzschlucht“ als Neuererleistungen der russischen Sowjetliteratur zu uns kamen, drang mit Werken von Miežalaitis („Der Mensch“), Sluckis („Die Himmelsleiter“, „Wie die Sonne zerbrach“, „Ode an ein Schwein“), Meras („Remis für Sekunden“, „Worauf ruht die Welt“, „Die Mondwoche“), Marcinkevičius („Die Fichte, die gelacht hat“, „Auf der Erde geht ein Vogel“) und anderen die litauische als eine weitere sowjetische Nationalliteratur in unser Bewußtsein. Die Vielzahl kam nicht von ungefähr. Die junge Sowjetrepublik hatte sich im Kampf gegen den Nationalismus konsolidiert. Litauische Autoren, für die Okkupation, Befreiung und selbst erstrittener Sozialismus zum Grunderlebnis geworden waren, steckten bekennnishaft die errungenen Positionen ab.

Zunächst tauchte die Frage auf: Warum gerade in Litauen? Dann wurde deutlich, daß es sich in Wahrheit um einen gesamtsowjetischen Prozeß handelt. Er brachte in Estland Kuusberg und Vetemaa hervor, in Belorußland Bykau, in Kasachstan Nurpeissow und Sulejmenow, in der Moldaurepublik Druță, um einige Beispiele zu nennen. Und wenn es in einer Republik nur einer ist, „nur“ ein Aitmatow in Kirgisien, der bereits internationale Bedeutung erlangt hat, so weckt schon er das Interesse für die nationale Literatur, aus der er unter die erfolgreichsten Sowjetschriftsteller insgesamt aufgerückt ist.

Die Beweggründe, aus denen sich zunehmend Autoren aller Republiken der Vergangenheit zuwenden, sind unterschiedlich. Dennoch kristallisiert sich ein Motiv heraus: nationale Selbstbesinnung im Lichte unvergleichlicher historischer Wandlungen. Das steht keineswegs im Widerspruch zur Formulierung von Leonid Breshnew auf dem XXIV. Parteitag der KPdSU: „In den Jahren des sozialistischen Aufbaus ist in unserem Lande eine neue historische Menschengemeinschaft — das Sowjetvolk — entstanden.“ Im Gegenteil — die tiefere Erkenntnis des zurückgelegten Weges schärft den Blick auch für die heutigen Errungenschaften und Perspektiven.

Charakteristisch für die jüngste Literatur in Estland ist der Roman von Aimée Beekman „Taube Schellen oder Die letzten Tage im Eheleben von Benita und Joss“. Er spielt 1944, während die vier Jahre junge estnische Sowjetrepublik aus der deutschen Okkupation befreit wird. Wie auf einer Arche Noah versammelt sich auf einem entlegenen Gehöft eine bunte Gesellschaft Flüchtender. Zum eigentlichen Inhalt ehelicher Zerwürfnisse, grotesker Untergangsszenen und gewaltsamer Abrechnungen wird die Frage nach dem Zukünftigen der Nation. — Angeregt von einer Legende, der zufolge sich im 16. Jahrhundert ein berühmter Komponist durch eine „Kiui“ — eine Improvisation auf der zweisaitigen Dombra — aus der Gefangenschaft rettete, schrieb der Kasache Kekilbajew seine „Ballade vergessener Jahre“. Er spitzt zu: Es befehlen sich ein kasachischer und

ein turkmenischer Stamm; der „Kiuischi“ wird grausam hingerichtet; seinen Mörder, von dem sich alle abwenden, verfolgt die Musik, mit der der „Kiuischi“ dazu aufrief, die blutige Rivalität der Stämme beizulegen. Von der Geschichte Kasachstans, von unerfüllbaren Träumen schlägt die Novelle eine Brücke zur revolutionären, beispielgebenden Gegenwart des sowjetischen Mittelasien. Oder ist es nur ein historisches Anliegen, wenn der Russe Salygin vorführt, wie sich 1919 die „Republik Salzschlucht“ — von Koltshaks konterrevolutionären Truppen umzingelt — als sozialistisches Staatswesen konstituiert? Die Auseinandersetzung, die dort zwischen dem Oberbefehlshaber Mestscherjakow und dem Vorsitzenden des Hauptstabes Brussenkow ausgefochten wird, reproduziert jene Leninschen Prinzipien, die über die „Republik Salzschlucht“ hinaus ein Entwicklungsgesetz des ganzen sozialistischen Sowjetstaates sind.

Der Blick in die Geschichte entdeckt also auch Quellen der heutigen Gemeinsamkeit. Mehr noch: Die Gegenwart selbst läßt sich überzeugender gestalten, wenn zugleich ihre Herkunft spürbar gemacht wird. Gewiß hat ein kasachischer Kritiker recht, wenn er in der „Literaturnaja gaseta“ schreibt: „Die Eigenart einer Literatur ist nicht einfach eines ihrer Unterscheidungsmerkmale gegenüber anderen Literaturen, sondern die unabdingbare Voraussetzung ihrer Existenz und Entwicklung.“ Echte Eigenart entsteht nicht ohne historisch begründetes Selbstbewußtsein.

Der Sozialismus hat, zunehmend in den jüngsten anderthalb Jahrzehnten, auch die einzelne Persönlichkeit und ihre Verantwortung gegenüber der Gesellschaft auf eine höhere Stufe gehoben. Die besten Autoren der Sowjetliteratur streben danach, den Menschen des Sozialismus, den Kommunisten zu gestalten, der den Forderungen unserer Zeit gerecht wird. Ihre Gemeinsamkeit gipfelt im Anspruch — bei unterschiedlichen künstlerischen Ausgangspositionen und Mitteln. Analytisch geht Granin vor: Sein „Bataillonskommandeur“ kritisiert die einstigen eigenen Entscheidungen an einer umkämpften Stellung vor Leningrad bei einer Art Lokaltermin mit unerbittlicher Präzision und — erhebt sich gerade dadurch zum Vorbild. Aitmatow wirkt emotional durch die Tragödie: Der Junge im „Weißen Dampfer“, noch in der Illusion des Märchens befangen, stürzt in den Tod, als sein Märchen an Niedertracht und opportunistische Güte zerbricht; im Kriterium der Erschütterung schwingt die ferne Botschaft des in der Realität aufgehobenen Ideals mit — Kulubek. In beiden Fällen sind die individuelle künstlerische Leistung, die Parteilichkeit des Autors, aber auch die Tradition — sogar in ihrer Negation — unüberschbar.

Nirgends in der Welt verpflichtet sich die Verarbeitung der eigenen nationalen Tradition in so hohem Maße mit dem internationalistischen schöpferischen Austausch unzähliger Nationalliteraturen untereinander wie in der UdSSR. Nicht hoch genug kann dabei bewertet werden, was die russische Literatur anderen an Impulsen gegeben hat — zum Beispiel den mittelasiatischen Literaturen bei der Entwicklung des Romans. Wie wäre sonst das Phänomen Aitmatow

denkbar, wo doch die Kirgisen vor der Revolution noch nicht einmal eine eigene Schrift besaßen? Aber während sich Aitmatow aus den Fesseln der Folklore, des Heldenepos löste, verstand er es, deren von Jahrhunderten Volksweisheit verdichteten Reichtum umzuschmelzen und in seine realistische Prosa einzubringen (vgl. „Djamila“, „Abschied von Gulsary“, „Der weiße Dampfer“). Auf dem IV. Schriftstellerkongreß der UdSSR wies Salygin darauf hin, daß die Prosa Aitmatows heute ihrerseits auf die russische Literatur einwirkt. Oder spitzen wir das Problem am Beispiel des Moldauers Druţă zu: Unverkennbar steht er mit seiner psychologischen Gestaltungsweise in der Tradition Lew Tolstois. Aber Druţăs Psychologie wächst aus dem Nährboden des arbeitsamen, geprüften, gewitzten und humorfreudigen moldauischen Menschenschlags, aus dessen Volkslied. Im Roman „Die Last unserer Güte“ vermittelt er die sozialistische Umwälzung auf dem Dorf als polyphonen Prozeß in einem kollektiven Organismus. Und auch darin besteht seine Leistung, daß er — Scholochow nicht kopierend, sondern voraussetzend — von den Bedingungen der jungen Moldaurepublik zwanzig Jahre nach „Neuland unterm Pflug“ ausgeht.

Nicht zufällig stellte Georgi Markow auf dem IV. Schriftstellerkongreß den Umstand, daß auf der Grundlage des sozialistischen Realismus die „Vielfalt künstlerischer Spezifika, Mittel und Stile gewachsen“ sei, daß sich „kräftiger die schöpferischen Individualitäten, ihre Unwiederholbarkeit ausgeprägt“ hätten, in den Kontext seiner Ausführungen über den multinationalen Charakter der Sowjetliteratur. Wir aber gewinnen aus dieser Entwicklung nicht nur zusätzliche literarische Entdeckungen, Impulse. Wie eine zweite Offenbarung erschließt uns die neue Qualität des Literaturerlebnisses die Größe der verwirklichten Nationalitätenpolitik Lenins.

Die lästigen Hüllen

von Richard Christ

Da steht er, der ambulante Gewerbetreibende vom Alexanderplatz, und seine Rede geht so:

Komm Se ran, meine Damen und Herrn, wenn Sie nich an de Premijere von wat Sensationellet vorbeipesen wolln, knappsen Se sich en Sticksken ab von de sinnvolle Feierahmdjgestaltung, et ist zu Ihrn Vorteil der Herr, jawoll, ooch für Sie, Frolleichen mit'n Maxi, Sie sind doch für't Projressive um de Beene, oder? Na, sehn Se, da stehn Se bei mir richtig. Denn hier (Umschwung ins gewerbliche Hochdeutsch, geübtes Abschätzen der um den Stand versammelten Passanten), hier, meine sehr verehrten Damen und Herren, geht's diesmal nicht um Gurkenschäler oder Ausweishüllen oder um den Patentkleiderbügel, der den alten Anzug wieder wie neu macht, nein, geschütztes Publikum, es geht um die Bequemlichkeit, um die Schönheit Ihres Heims, ums kulturvolle Wohnen, es geht, bitte sehr, um den Lebensstil!

Also wat is denn — was ist denn los mit der Menschheit, wenn ich bit-

ten darf: Wir werden erdrückt vom Abfall. Die Mülltonnen fassen's nicht mehr, die Müllabfuhr leistet Sonderschichten — umsonst, die Städte erstickten im Müll. Sie alle haben es schon bemerkt, meine Damen und Herren, und speziell wenn Sie in Ballungszentren und Neubaugebieten wohnen, wir vermüllen jeden Tag ein bißchen mehr. Ein Platz für Sperrmüll ist schon gesucht als ein Bungalowgrundstück mit Wasserfront. Das ist eine Faustregel der Zivilisation: Je besser es dem Menschen geht, desto mehr Abfälle produziert er. Und was hat prozentual den höchsten Anteil? Wie bitte, junge Frau? Sehr richtig, die Verpackung. Denn Asche als solche wird immer weniger von wegen den Fernheizungen, Flaschen und Gläser nimmt Rumpelmännchen, Zeitungen ebenfalls, und die Küchenabfälle sind für Specki. Was übrigbleibt, ist Verpackung aller Art. Machen Sie die Probe aufs Exempel, Herrschaften: Keine Ware mehr nackt, alles umhüllt zum Selbstbedienungskomfort, die Milch in der Tüte, die Eier im Spezialbehälter, die Feinfrostpetersilie im Plastschälchen, das Pfund Äpfel in der Klarsichtfolie, die Möhren im Frischhaltebeutel. Und erst die Industriewaren: alles dreifach ver... hallo, een kleen Momang der Kollege aus de Provinz, ja, ick wer Sie jleich det Jeheimnis aus de Kiste steijen lassen, aber vor die Praxis kommt bei uns hier bekanntlich die Theorie, oda? Noch eine Minute Aufmerksamkeit, Herrschaften, ehe so gleich Kronos erscheint, unser Spezialgerät Kronos der Allesfresser, der Ihnen aus täglicher Bedrängnis hilft. Wohin also mit all den Umhüllungen, mit dem täglich zunehmenden Abfall — in den Müll? Ach, du liebe Einfalt, der Müll liegt ja schon bis unters Fensterbrett, und wenn der Wind bläst, treibt das volle HO-Sortiment per Verpackung durch die Straßen. Wohin also mit dem Schamott? Und jetzt, meine Herrschaften, einen Tusch bitte für Kronos den Gefräßigen, den ich jetzt seinerseits aus der Verpackung schüle, ein Apparat, meine Damen und Herren, nicht übermäßig groß, aber das Raffinierteste, was die Antiverpackungstechniker ausknobeln konnten. Kronos ist (der Ausrufer hebt ein kastenförmiges Gerät auf den Tisch, es hat Netzstecker und mehrere Schalter) das sichere Ende für jede Art von Verpackung. Und das, meine lieben Mitbürger, zeige ich Ihnen nun, als Anerkennung für Ihr verständnisvolles Zuhören, an verschiedenen Beispielen.

Also hier zunächst ganz was Einfaches, ein leerer Waschpulverkarton. Gerät öffnen durch Anheben des Deckels, Verpackungsgut einlegen, eventuell zerkleinert, Deckel schließen, Schalter eins drücken. (Ein mahledzischendes Geräusch ist hörbar, nicht sehr laut.) Durch die Klarsichtscheibe können Sie beobachten: der komprimierte Rückstand dieses Beseitigungsvorgangs ist geringer als das Volumen einer Stecknadelkuppe. Wenn Sie einige Tausend Kartons eingegeben haben, dann die untere Klappe ziehen und wie einen vollen Aschenbecher in die Toilette kippen, das ist alles. Schalter eins, meine Damen und Herren, für Papier, Kartonagen, Zelluloseprodukte. Der zweite Schalter, hier der mittlere, für alle Textilien einschließlich synthetische Fasern. Ich gebe ein, wollen Sie bitte achten, gesondert die Damen, ein Paar außer Mode gekommene Lackpumps mit Pfennigabsatz, einen Exquitschlips, mit Mayonnaise bekleckert, sowie eine Strumpfhose Größe achtunddreißig mit Laufmaschen. Soll alles unauffällig weg, nicht wahr, mein Fräulein? Na, dann haben Sie die Freund-

lichkeit und drücken mal hier Schalter zwei — hören Sie, jetzt rumst's schon um ein paar Phon mehr im Gehäuse, und sofort ist alles in nichts aufgelöst. Ist das 'ne Wolke, frag ich Sie?!

Aber bitte, halten Sie ruhig noch zurück mit Ihrem Urteil, überzeugen Sie sich zunächst von dem vollen Programm des Kronos de Luxe. Denn jetzt erst kommt Schalter drei. Jetzt zeigt Kronos, was er wirklich kann. Ich sage nur ein Wort: Plaste! Plaste, mehr sag ich nicht, und Sie werden sich erinnern, verehrte Kronos-Freunde, daß alles, was Kunststoff ist, den Müllspezialisten schlaflose Nächte bereitet. Denn Plaste sind zäher als ein Marathonläufer, sie verändern sich nicht, nichts kann ihnen was anhaben, sie zersetzen sich nicht, zerfallen nicht, bleiben egalweg, was sie sind, nämlich Plaste. Und das dann als Verpackung! Die Italiener kippen das Zeugs waggonweise ins Meer, die Schweden mixen Paraffin bei, damit es schneller vergammelt, die Japaner versuchen daraus Bausteine zu pressen — alles nicht der wahre Jacob, Herrschaften. Wir hingegen brauchen weder Meer noch Paraffin, denn wir haben, bitte sagen Sie's, Herr Doktor, wir haben Kronos. Der geht bei Plasten nicht in die Knie, der beißt zu, der macht reinen Tisch. Deckel auf, eine leere Fit-Flasche hinein, Deckel zu, Schalter drei — was sagen Sie nun? Ja, das ist großes Q, Diplom für Export, wie ich Ihnen versichern darf, Kapazität ab Werk auf Jahre hinaus überzeichnet. Und nun giert Ihre polytechnische Bildung vermutlich nach Aufklärung, wie Kronos das alles macht. Einverstanden, liebe Kronos-Gemeinde, ich werde Ihnen die Wirkungsweise wenigstens in ihren Grundzügen erläutern.

Wir haben es hier zu tun mit einem spezialgehärteten Reißzahnmahlwerk, kombiniert mit doppeltem Weichmacher und diagonal wirkender Lasererzfaserung. Und nun ist Ihnen anzunehmenderweise auch klar geworden, warum in dieser Apparatur nichts von Bestand sein kann. Warum schließlich auch, bitte sehr, der Preis etwas höher liegen muß als bei einem emaillierten Mülleimer, der immerzu überläuft. Unser Kronos, wie er hier steht, mit Verpackung, mit Garantieschein und Bedienungsanleitung in zwei Sprachen, kostet genau ...

Und so ersteht der Käufer für diesen Betrag den Apparat — eigenartige Benennung, Kronos, denkt er, wer hieß eigentlich so? — und stellt ihn daheim auf, Stecker in die Schukodose, Rundblick in der Küche: Was Kronos zuerst zwischen die spezialgehärteten Laserkiefer werfen? Ja natürlich, seine eigene Umhüllung. Also Deckel auf, Schalter eins.

Es staubt hinter der Klarsichtscheibe, von schlaffem Ächzen begleitet. Der Karton ist heil geblieben. Noch einmal Schalter eins. Nichts. Dann mit Nachdruck alle drei Schalter auf einmal, volles Programm. Hinter der Scheibe diesmal ein mattes bläuliches Leuchten, es illuminiert den Karton, der beim Öffnen des Deckels unversehrt aufsteigt.

Grübelnd sitzt der Käufer vor seinem Gerät, bis ihm die Erleuchtung kommt: Kronos, jetzt erinnert er sich, hieß so nicht jener Gott, der angeblich seine Kinder fraß, aber dann, als es darauf ankam, sie unversehrt wieder ausspie?

Und nachsinnend den alten Mythen, vertieft sich der Käufer in die Garantieerklärung.

(Aus dem neuen Feuilletonband „Immer fehlt was“, Verlag der Nation, Berlin.)

Bemerkungen

Auf Kleopatra gemünzt?

Shakespeare hatte von der ägyptischen Königin gesagt, sie sei so schön gewesen, daß es „aller Beschreibung spotte“. Mr. Edward Rochette, Redakteur der amerikanischen Zeitschrift „Numismatist“, ist da etwas anderer Meinung. Kleopatra, so sagt er, habe in der Tat jeder Beschreibung gespottet, aber nicht wegen ihrer ungewöhnlichen Schönheit, sondern ihrer ausnehmenden Häßlichkeit wegen.

Mr. Rochette ist sich der Ungewöhnlichkeit seiner Behauptung bewußt. Er hält aber sein Beweismaterial für unwiderlegbar: Die von ihm gesammelten und in seiner Zeitschrift abgebildeten Münzen nämlich, die zur Regierungszeit Kleopatras geprägt wurden. Auf diesen Münzen ist der Kopf Kleopatras ausgeprägt. Der Kommentar des münzkundigen Mr. Rochette: „Kleo war häßlich wie eine Kröte. Oder glauben Sie, eine Königin ihres Formats hätte die Ausgabe von Münzen gestattet, auf denen sie so häßlich aussieht, wenn sie eine hinreißende Schönheit gewesen wäre?“

Wem soll man nun Glauben schenken, Shakespeare oder Mr. Rochette? Bei allen Unterschieden ist ihnen beiden doch gemeinsam, daß sie Kleopatra nicht persönlich gekannt haben. Leute aber, die sie kannten, Cäsar zum Beispiel oder Antonius, haben sich für Kleopatra entschieden mehr interessiert als für die Kleopatramünzen. Möglich, daß die schöne Dame auf dieser oder jener Münze nicht

sonderlich gut getroffen ist – wer aber würde deshalb schon Mr. Rochettes Behauptung, Kleopatra sei ausnehmend häßlich gewesen, für bare Münze nehmen?

gryps

Die gesunde Sauna

Quedenzahl hinkte, als Klawitter ihn auf dem Bahnhof Friedrichstraße traf.

„Wie gehts dir? Was machen deine Rückenschmerzen?“

Quedenzahl betrachtete Klawitter, als sei dieser ein Fleischnochen und er selber, Quedenzahl also, ein nur mäßig hungrierer Neufundländer.

„Es geht so leidlich“, sagte er nach einer Pause, „aber dein Tip mit dieser Sauna...“, nun, ich weiß nicht ob du mir damit einen Gefallen getan hast.“

„Natürlich ist die Sauna eine absolut gesundheitsfördernde Einrichtung. Du hältst dich da in einem Raum mit relativ trockener und heißer Luft auf, fünf- und sechzig bis neunzig Grad Celsius, verstehste, und hinterher, wenn du unheimlich geschwitzt hast wie eine Affe, dann...“

„Schwitzen Affen?“ fragte Quedenzahl.

„Das weiß ich nicht. Man könnte Darwin fragen, welcher aber meines Wissens bereits verstorben ist. Außerdem hat Darwin gar nichts mit der Sauna zu tun; wahrscheinlich war er niemals in Finnland, hat demzufolge auch Herrn Puntila nicht gekannt und so weiter und so weiter. Zur Sache! Nach dem Schwitzen mußt du dich natürlich mit kaltem Wasser übergießen oder in ein Kaltwasserbassin springen, und dadurch wirst du abgehärtet, gekräftigt, dein

Stoffwechsel kommt in Betrieb, und ...“

„Deswegen hinke ich ja“, sagte Quedenzahl, „denn als ich in das Kaltwasserbecken gehen wollte – und das befindet sich im Freien –, herrschte Frost. Ringsum war Glatteis. Ich rutschte aus. Habe mir den Fuß verstaucht.“

„Im allgemeinen wird Sauna aber als sehr gesund empfunden“, bemerkte Klawitter.

„Aber nicht bei Glatteis“, sagte Quedenzahl, „machs gut!“ Und hinkte zu seinem S-Bahn-Zug.

L. K.

Bücher, modern

Das Buchhaus Leipzig wirbt als buchclub 65 für seine Reihe „Buch des Monats“ mit dieser Zeitungsüberschrift: „Moderne Menschen beziehen Bücher im Abonnement“ – wer möchte da nicht modern sein? Wie wird man, wie bleibt man ein moderner Mensch, wenn man es vielleicht schon war, weil man unter den fünfzehn zur Wahl stehenden Buchclub-Büchern Cappeks „Geschichten aus der einen und der anderen Tasche“ schon 1957 gekauft hat, als das Buch erschien? Und wie steht es mit Dostojewski, von dem ein beliebter Roman zuweilen als „Raskolnikow“, dann wieder als „Schuld und Sühne“ erschienen ist? Den konnte doch ein moderner Mensch schon seit hundert Jahren besitzen. Ist modern, wer Brechts „Dreigroschenroman“ 1950 kaufte? Ist unmodern, wer damals erst zehnjährig war und ihn nun gern im buchclub für sieben Mark erwerben möchte? Auch Tolstois „Auferstehung“ haben manche Menschen, um mo-

dern zu sein doch wohl kaum, sondern weil sie es haben wollten, schon vor Jahren gekauft, vielleicht sogar antiquarisch.

Es muß sich um einen Druckfehler handeln. Gemeint ist doch sicher, daß Menschen ihre Bücher im modernen Abonnement beziehen möchten. Das bedeutet, daß nicht nur zwölf Bände und drei Austauschbücher angeboten werden können – vier Bücher davon besitzt man bereits, da ist das Angebot reizlos. Also: modern ist, wenn mehr Bücher vorgezeigt werden würden, der Literaturgesellschaft DDR im Jahre 1972 angemessen.

ob

Bildung

Das Imponierende an der nord-amerikanischen Polizei ist der Bildungsstand ihrer Mitarbeiter.

Die Gendarmen von El Paso in Texas (nahe der mexikanischen Grenze gelegen) haben neuerdings Sprachunterricht bekommen. Sie lernen ein wenig Spanisch.

Der größte Teil der Einwohner von El Paso spricht nämlich Spanisch.

Die Polizisten lernen nun freilich nicht Spanisch schlechthin, sondern nur spanische Schimpfworte.

„Unsere Polizisten müssen wissen“, so argumentierte der Polizeipräsident von El Paso, „wann und wie sie beschimpft werden.“

Hierfür gibt der US-Staat Texas immerhin sechzigtausend Dollar pro Jahr aus.

Und falls die Polizisten die ihnen gewidmeten Beschimpfungen nicht verstehen sollten, so wissen sie nun doch immerhin, wie sie die Bürger von El Paso beleidigen können.

M-1

Sündenbock Sade?

Bisher dominierte eigentlich die Vorstellung, daß jener Marquis de Sade, der dem Sadismus den Namen gab, weniger ein Sündenbock als vielmehr selbst ein ziemlich ausschweifender Sünder gewesen sei. Dieser Auffassung tritt nunmehr ein später Nachfahre des Marquis entschieden entgegen: Es ist der Graf Xavier de Sade, der auf einem Dorf unweit von Paris lebt. Graf Xavier, Vater von fünf Kindern, führt ein glückliches Familienleben und übt den ehrenbaren Beruf eines Landwirtschafts-Ingenieurs aus.

Kürzlich nun sah Graf Xavier Anlaß, sich über seinen Vorfahren, den berüchtigten Marquis, öffentlich zu äußern. Er ließ verlauten, daß er sich dieses Vorfahren nicht im mindesten schäme. Familienvater Xavier glaubt vielmehr, daß seinem berühmten-berüchtigten Vorfahren bitteres Unrecht getan wird. Und damit will der Gerechtigkeit und Ordnung liebende Urkel sich nicht abfinden.

Wer jetzt etwa annimmt, Graf Xavier hätte bestreiten wollen, daß der Marquis ein Sadist gewesen sei, der irrt sich. Nein, so simpel ging Graf Xavier nicht vor. Er bestreitet nicht im mindesten die diversen Schandtaten seines Urahns, aber er verwahrt sich dagegen, daß ausgerechnet und ausschließlich sein Urahn deswegen angeschwärzt wird. Mit schlichter Würde und nicht ohne Nachdruck erklärte Graf Xavier:

„Alle großen Männer seiner Zeit haben das getan, was er tat. Daher mußten sie einen Sündenbock finden, auf dem sie den

ganzen Schmutz jenes Zeitalters abladen konnten, und sie fanden ihn.“

Daß der Marquis de Sade nicht der einzige Sadist in seiner Zeit war — wer wollte das bestreiten? Andererseits geht Graf Xavier in seiner Behauptung, daß damals „alle großen Männer“ Sadisten waren, sicherlich etwas zu weit: Dadurch, daß der Graf alle anschwärzt, wird der Marquis auch nicht reingewaschen.

nym

Hausastrologen

In besseren Kreisen der USA¹ (gute Besserung!) hält sich die Hausfrau einen Hausastrologen, einen juvenilen Seni, der sie über die beste Zeit für den Ankauf und den Verzehr von Langusten berät. Und zum Spötteln aufgelegte Zungen behaupten, daß standesbewußte Hausfrauen ihren Hausastrologen anrufen, bevor sie zu ihrem Coiffeur gehen, denn es könnte ja sein, daß Miss Calpurnia, wenngleich keine femme fatale, einen dies fatalis erwischte, bevor sie zum Lockenwickler schritte.

Im Ernst: Von 1750 Tageszeitungen der USA führen 1200 eine Horoskopspalte. Zwar behauptet der deutsche Klassiker vom Dienst, Friedrich Schiller: „in Deiner Brust ruh'n Deines Schicksals Sterne“, aber amerikanische Hausfrauen, seit je führend auf dem Gebiet des Fortschritts, denken da anders. Sie tun keinen Schritt, den sie dem Fortschritt voranhinken, saturnbestrahlte Krebsgeborene oder umgekehrt, bevor ihr Heliognostiker — das ist in unser plattes Lutherdeutsch übertragen: Sonnenkundler — ihnen diesen Schritt an- oder abgeraten hätte.

Für den Hausherrn hält der Hausastrologe Börsentips parat. Ganz vornehm tut man in der Zeitschrift „Vogue“: Da sagt man den Herren Arbeitgebern sogar, wann es an der Zeit sei, ihren Angestellten gegenüber eine (vermögenswirksame?) Geste zu machen.

Ridens

Kosmokomik

Italo Calvino sagt: Qfwfq sagte... Wenn Qfwfq etwas sagen kann, muß er ein mundartiges Organ haben (vorausgesetzt, er ist kein Bauchredner, was dann aber wiederum einen Bauch voraussetzen würde). Doch stelle sich einer Mund oder Bauch des Qfwfq vor, der das erste Zeichen im All macht, wobei man, wenn man Zeichen hört, sofort an etwas denkt, was sich von etwas anderem unterscheidet. Doch damals existierte noch nichts, was sich hätte von etwas unterscheiden können, und das Zeichen wurde auch weder mit einem Werkzeug noch mit Händen gemacht, denn „zu jener Zeit... gab es noch kein Werkzeug, auch keine Hände, Zähne oder Nasen“. — Treibt Calvino mit unserer Vorstellungskraft seine Späße? „In meiner Kindheit hatten wir im

ganzen Universum kein anderes Spielzeug als die Wasserstoffatome“, erzählt Qfwfq. „Da der Weltraum gekrümmt war, ließen wir die Atome wie Billardkugeln auf seiner Krümmung entlangrollen.“

Calvino kombiniert Vorstellbares mit Unvorstellbarem, um die daraus resultierende einzigartige Komik der menschlichen Selbsterkenntnis dienstbar zu machen: Erde und Sonne sind entstanden. Großmutter Bb'b, die sich noch an die Zeiten erinnert, „wo die Materie gleichmäßig über den ganzen Raum verteilt war“, leugnet die Möglichkeit umwälzender Veränderungen. Und siehe da, das Dunkel kehrt zurück. „Das ist jetzt wirklich das Ende“, sagte die Großmutter, „gebt doch zu, daß die Alten recht haben.“ In Wahrheit hatte die Erde jedoch nur eine ihrer gewohnten Umdrehungen vollendet. Es war Nacht. Alles stand noch am Anbeginn.“

Calvinos „Kosmokomische Geschichten“ (Verlag Volk und Welt) haben die Entstehung der Welt von ihrem ersten Tag an zum Gegenstand; das Ziel ihrer Moral sind wir. Falls wir — eine Antenne haben für kosmokomische Wellen.

Franz Böhm

Verlagsdirektor und Lizenzträger: Prof. Dr. Dr. Hermann Budzislowski
Chefredakteur: Peter Theek

Die Weltbühne

veröffentlicht unter der Lizenznummer 1263 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der Deutschen Demokratischen Republik
erscheint jeden Dienstag zum Einzelpreis von 50 Pfennig im Verlag der Weltbühne, v. Ossietzky & Co., 100 Berlin, Otto-Nuschke-Straße 10/11, Postfach-Nr. 1240, Telefon: 22 11 45 — Telegr.-Adresse: Weltbühne Berlin — Postscheck-Konto: Berlin 158 780 — Bank-Konto: Berliner Stadtkontor, 100 Berlin, Behrenstraße, Konto-Nr. 6651-14-592
Verwertung der Beiträge nur nach Zustimmung des Verlages der Weltbühne
Für nicht erbetene Manuskripte haften wir nicht!
Anzeigenannahme: DEWAG-WERBUNG BERLIN, DDR, 102 Berlin, Rosenthaler Straße 28-31, Fernruf: 22 627 00, und alle DEWAG-Zweigstellen.
Zur Zeit gilt Anzeigen-Preisliste Nr. 1
(140) Druckerei Neues Deutschland, 1054 Berlin

Aus dem Inhalt der letzten Weltbühnenhefte

XXVI

- Nr. 51 Peter Theek Herr Walden ist traurig
 Hermann Budzislawski Eine neue Phase?
 Gordon Schaffer (London) Zimbabwe
 G. Mittler „Opfer“ Parapsychologie?
 D. Wattenberg Nicht Gott und nicht der Teufel
 H. M. Reifferscheidt Die Neun von Cattonsville
 Henryk Keisch Unter Plagiatoren
 H. Lebrecht (Tel-Aviv) .. Skandal um geraubtes Erdöl
 E. Carlebach .. Das Verbrechen des Soldaten Wagner
 Roland Links .. Wiederentdeckung eines Dramatikers
 Franz Pechstein Wenn der Ziesel mit dem Maier
- Nr. 52 Hermann Budzislawski Blick nach vorn
 Jürgen Kuczynski Neue amerikanische Statistiken
 Heinz Knobloch Wenn Heine Geburtstag hat
 B. Aptheker: „Sie kamen vor der Morgendämmerung...“
 Karl Böhm Das sehr große Kanonenboot
 Rhenanus Ein Massenmörder
 Friedrich K. Kaul Was wiegen die Beteuerungen?
 Walter Markov Willkommen und Abschied
 L. Kusche Die Wahrheit über die ollen Germanen
 A. Dessau Rückers Report über das Schöpferische
 R. Christ Von der Ordnung der Nadelhölzer
 Gisela May Amerikanische Impressionen
 Erhard Frommhold „La mère des Bolschewiks“

XXVII

- Nr. 1 Hermann Budzislawski Grenzen der Expansion
 Joachim Walther Bilder von drüben
 B. Brentjes ... Profit durch einen geschlossenen Kanal
 Kurt Vogel In Jugoslawien
 G. Cwojdrak Spaß an spanischen Sprichwörtern
 Rhenanus Die Sichtbaren und die Unsichtbaren
 Richard Christ Gute Vorsätze für Unverbesserliche
 Gisela May Amerikanische Impressionen (II)
 Emil Carlebach Die Pressefreiheit der Besitzer
 H. Keisch Arten, einen Staat anzuerkennen
 Almos Csongár Die Magyaren und ihre Literatur
 Lothar Kusche Wo Barzel den Most nicht halt
- Nr. 2 Peter Theek Die dritte „Wunderwaffe“
 Lothar Lang Edvard Munch in Berlin
 J. Kuczynski Kapitalistische Wirtschaft 1972
 H. Budzislawski Ein Architekt der Volksfront
 Gisela May Amerikanische Impressionen (III)
 B. Brentjes Der „heiße Brei“ in der Neujahrnacht
 Quidam Herzblatt Arning
 Horst Metz Wird Wasser Luxus?
 L. L. Frans Masereel
 Pedro Fuentes Wahlen in Uruguay
 Peter Ahrens Film zwischen 71 und 72
 Horst Schötzki In Mogadischu
 R. Christ Der Liebe und der Werbung Wellen

Absender:

Postkarte

Bitte senden Sie ein Probeheft an:

Name

Adresse

Verlag der Weltbühne**108 BERLIN**

Otto-Nuschke-Straße 10/11

Postfach-Nr. 1240

Bestellschein

Die stark umrandeten Felder werden von der Deutschen Post ausgefüllt

Empfangsatellennummer des PZV	Zustellbezirk	Einziehbezirk
-------------------------------	---------------	---------------

Ich bestelle hiermit ab _____ zur Zustellung
Abholung*

33 805	212
Artikelnummer	WGr

Stück **Die Weltbühne** zu den Bezugsbedingungen

lt. Postzeitungsliste zum Abonnementspreis von 2,20 M

Karteinummer

(für Monatsbezug)

Bitte in Blockschrift ausfüllen:

Name, Vorname: _____

Anschrift: _____

(Postleitzahl, Wohnort)

(Straße, Hausnummer, Gebäudeteil, Stockwerk)

Das Abonnementgeld wird bar bezahlt*

ist abzubuchen vom Konto Nr. _____ beim _____

(Postscheckamt, Bank, u. a.)

* Nichtzutreffendes streichen

(Eigenhändige Unterschrift des Bestellers)

Bezieherkarte/ Kundenkarte berichtigt	Adreßplatte geprägt Z 47 ausgefertigt	Bestellvermerk	Verteilkarte berichtigt	Vermerke
---	--	----------------	----------------------------	----------